

Heimat und Nostalgie in Meral Kureyshis *Elefanten im Garten* und Melinda  
Nadj Abonjis *Tauben fliegen auf*

By: Sara Meshkin Kiya

A thesis submitted to the School of Graduate Studies in partial fulfillment of  
the requirements for the degree of

Master of Arts

Department of Modern Languages, Literatures and Cultures Memorial  
University of Newfoundland

December 2021

St. John's, Newfoundland and Labrador, Canada

## **Zusammenfassung**

Für meine Arbeit habe ich die Romane *Tauben fliegen auf* (2010) von Melinda Nadj Abonji und *Elefanten im Garten* (2015) von Meral Kureysli ausgewählt. Beide Romane können der Secondo Literatur zugeordnet werden, welche sich mit Themen wie Heimat, Erinnerung, Sprache, einer dualen Identität und Entfremdung beschäftigen. In diesen zwei Familienromanen verarbeiten die Autorinnen ihre persönlichen Migrationserfahrungen. Es werden die Integrationsschwierigkeiten der zweiten Generation von Einwanderern in der Schweizer Gesellschaft dargestellt, welche mit denen der ersten Generation nicht deckungsgleich sind.

In der vorliegenden Arbeit behandle ich die Frage, ob die Hauptfiguren in diesen Texten sich in der Schweiz heimisch fühlen können. In meiner Arbeit untersuche ich das Konzept „Heimat“ in diesen Romanen mit Hilfe der Theorien von Svetlana Boym (Nostalgie), Leslie Adelson (Dazwischen), und Margit Zinggeler (Secondo/a Literatur). In *Tauben fliegen auf* und *Elefanten im Garten* ist die Idee der Heimat nicht von territorialen, ethnischen, und nationalen Merkmalen eingegrenzt. Es gibt weder eine Zugehörigkeit zur alten Heimat noch zu der Schweiz, sondern nur Erinnerungen an bestimmte Personen und die Kindheit. Anstatt weiterhin nach einer territorial verankerten Heimat zu suchen, entscheiden sich die beide Protagonistinnen für einen Selbst(er)findungsprozess. Die Autorinnen zeigen, dass Heimat der Ort ist, an dem man sich selbst (er)finden kann.

## **Danksagung**

Ich möchte mich recht herzlich bei allen bedanken, die mich in der gesamten Zeit meines Studiums und vor allem beim Schreiben meiner Masterarbeit unterstützt haben.

Alles aller Erstes möchte ich mich vor allem bei Frau Prof. Dr. Maria Mayr herzlich bedanken, die mich in während meines ganzen Studiums und vor allem bei der Formulierung meiner Masterarbeit unterstützt und motiviert hat. Ich bin sehr dankbar für ihre Geduld, Mühe und die Zeit, die sie in meine Magisterarbeit investiert hat. Im Laufe meines Studiums hat sie mir einen schönen neuen Begriff der Literaturwissenschaft gezeigt, der auch einen positiven Einfluss auf mein persönliches Leben hat.

Des Weiteren bedanke ich mich herzlich bei Dr. Isabell Woelfel für ihre Unterstützung.

Abschließend gilt mein Dank meiner Familie, die mich über die letzten Jahre hinweg unermüdlich unterstützt hat.

## **Inhaltsverzeichnis**

Zusammenfassung.....	i
Danksagung.....	ii
Inhaltsverzeichnis .....	iii
Einleitung.....	1
Kapitel I: Schweizer Migrationsgeschichte und Migrationspolitik .....	4
Kapitel II: Secondo Literatur .....	13
Kapitel III: Der Heimatbegriff in der deutschsprachigen Schweizer Literatur.....	20
Kapitel IV: Nostalgie .....	25
Kapitel V: <i>Tauben fliegen auf</i> von Melinda Nadj Abonji.....	30
Kapitel VI: <i>Elefanten im Garten</i> .....	48
Fazit.....	64
Literaturverzeichnis .....	67

## **Einleitung**

In dieser Arbeit befasse ich mich mit den Heimatkonzepten von Flüchtlingen in zwei ausgewählten deutschsprachigen Romanen und versuche, deren Konzepte von Heimat herauszuarbeiten. Dieses Thema ist realitätsnah, da es viele Flüchtlinge betrifft. Es geht daher hier nicht nur um das Analysieren der Romane, sondern auch um menschliche Fragen, die besonders für Flüchtlinge, Asylsuchende und Migranten wichtig sind. Untersuchungen zu diesem Thema zeigen, auf welche Art und Weise Flüchtlinge und Einwanderer in ihren Ankunftsländern verschiedene Formen von Schwierigkeiten erleben, wenn sie sich in ihrem Ankunftsland nicht zuhause fühlen können.

Meine Untersuchung zeigt, wie diese Probleme von Flüchtlingen in der Schweiz von Autorinnen artikuliert werden, die über ihre Erfahrungen mit der Ankunft in der deutschen Sprache und Schweizer Kultur und Gesellschaft schreiben. Um die Herausforderungen der Migration und ihre Verbindungen zu Fragen der Heimat, Identität und Erinnerungen hervorzuheben, analysiere ich zwei Romane aus der Migrationsliteratur der Schweiz, *Tauben fliegen auf* (2010) von Melinda Nadj Abonji und *Elefanten im Garten* (2015) von Meral Kureyshi. Diese Romane beschäftigen sich mit den Themen Heimat, Erinnerung, Sprache, doppelte Identität und Entfremdung in der Schweiz aus Sicht jugoslawischer Flüchtlinge und Einwanderer. Beide Romane können daher der *Secondo/a* Literatur zugeordnet werden. Die zwei Autorinnen befassen sich in diesen Romanen mit der Suche nach ihrer Identität im Ankunftsland Schweiz. Sie verarbeiten in diesen zwei Familienromanen ihre persönlichen Migrationserfahrungen. Es werden die Integrationsschwierigkeiten der zweiten

Generation von Eingewanderten in der Schweizer Gesellschaft dargestellt, welche mit denen der ersten Generation nicht deckungsgleich sind.

In meiner Analyse konzentriere ich mich auf die Bedeutung von Heimat, der Rolle von Erinnerung und Nostalgie für das Heimatkonzept. Daher konzentriere ich mich auch auf Erinnerungen an die Kindheit und wie diese mit der Identität der erwachsenen Protagonistinnen in Verbindung stehen. Dabei werde ich den folgenden Fragen nachgehen: Wie wird der Begriff Heimat in diesen Romanen thematisiert und definiert? Ist der Begriff an einen Ort, an bestimmte Personen, oder eher an Erinnerungen und an die Kindheit gebunden? Ist Heimat im ehemaligen Jugoslawien, in der Schweiz, in beiden Ländern gleichzeitig, oder nirgends zu finden? Arbeiten die beiden Romane dabei einen neuen Begriff der Heimat heraus, welcher nicht von territorialen, ethnischen, und nationalen Merkmalen eingegrenzt wird? Oder kritisieren und untergraben sie jegliche Heimatgefühle? Am Ende stellt meine Arbeit heraus, dass „Heimat“ hier nicht nur an einen Ort gebunden ist, sondern auch Familie, Freunde, Verwandte und auch die Kultur als Heimat bezeichnet werden können. Heimat ist kein Ort, sondern ein Gefühl und kann für jede Person unterschiedlich sein.

Die Ergebnisse dieser Studie kann für Literaturforscher, die sich mit deutschsprachiger Migrationsliteratur befassen, nützlich sein, da es den Begriff der Heimat in der Schweizer Secondo/a Literatur erweitert. Es ist jedoch auch für politische Entscheidungsträger und Gemeinschaftsorganisationen relevant, welche beabsichtigen, die Ansichten von Neuankömmlingen zu verstehen und sich insbesondere damit befassen, was diese verloren haben und was sie daran hindert, in ihren neuen Heimatgemeinden anzukommen.

Meine Arbeit gliedert sich in sechs Abschnitte. Als erstes umreiße ich die Migrationsgeschichte der Schweiz vom 19. bis 21. Jahrhundert. Anschließend bietet eine kurze Autorenbiografie von den Schriftstellerinnen Meral Kureyshi und Melinda Nadj Abonji eine Gelegenheit, die autobiographisch geprägten Romane im realen Kontext zu diskutieren. Als dritten Schwerpunkt beschreibe ich den Begriff der Secondo/a Literatur. Nachdem ich eine Zusammenfassung der Romane gegeben habe, zeige ich, inwiefern diese Romane als Secondo/a Literatur analysiert werden können. Dann erörtere ich die Begriffe Heimat und Nostalgie näher, um dann die beiden Romane nacheinander zu analysieren. Zum Schluss gebe ich eine kurze Zusammenfassung meiner Arbeit, in der ich Heimat als einen Begriff definiere, der nicht ortsgebunden ist.

## **Kapitel I: Schweizer Migrationsgeschichte und Migrationspolitik**

Der vorliegende Abschnitt beschäftigt sich mit der Migrationsgeschichte der Schweiz und stellt die Migrationsgeschichte vom 19. bis 21. Jahrhundert als einen wichtigen Teil der Schweizer Geschichte dar.

Die Schweiz war über Jahrhunderte hinweg ein Auswanderungsland. Obwohl sich dieser Aspekt Ende des 19. Jahrhunderts veränderte, war die Zeit der Weltkriege noch von Auswanderungen bestimmt. Während des Ersten Weltkriegs verließen eine halbe Millionen Menschen aufgrund von Armut und mit der Hoffnung auf ein besseres Leben die Schweiz. Aber nach dem Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit kamen viele Einwanderer in die Schweiz. Im 20. Jahrhundert immigrierten viele Flüchtlinge und Arbeitsmigranten nach Europa, darunter auch in die Schweiz, und verursachten viele Veränderungen (see Holenstein et. al). Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten westliche Staaten das Bedürfnis, sich ökonomisch zu stabilisieren. Wegen eines einsetzenden Konjunkturaufschwungs unterzeichnete die Schweiz bereits 1948 mit Italien ein Rekrutierungsabkommen für Arbeitskräfte. Die meisten der italienischen Einwanderer wurden vorübergehend als Arbeitskräfte im Infrastruktur- und Bausektor eingesetzt. “Seit der Wiederaufnahme der Rekrutierungspolitik stieg die Zahl der Immigranten, die sich endgültig in der Schweiz niederließen, in zehn Jahren von 271.000 (1950) auf 476.000 (1960) an, bis sie 1970 1.080.000 betrug“<sup>1</sup> (D’Amato 180). Diese Einwanderer blieben als Flüchtlinge und Gastarbeiter in der Schweiz und verließen das Land nicht mehr. Migrationsbewegungen sind daher einer der

---

<sup>1</sup> Kamen diese Arbeitskräfte zunächst mehrheitlich aus Italien und Spanien, wurden die Herkunftsregionen ab den 1960er Jahren diverser: 1970 stammten mehr als die Hälfte der Ausländerinnen und Ausländer immer noch aus Italien, aber 20 Prozent kamen derweil aus Deutschland, Frankreich und Österreich, 10 Prozent aus Spanien und 4 Prozent aus Jugoslawien, Portugal und der Türkei (D’Amato 180).

Hauptgründe für Multikulturalität in der Schweiz, die heute von verschiedenen sozialen, kulturellen und religiösen Gruppen geprägt ist.

Demzufolge haben viele Menschen, die heute in der Schweiz wohnen, Migrationserfahrung (Engelage 11). Die Forschung über Migration in die Schweiz zeigt, dass der Großteil der ausländischen Bevölkerung aus europäischen Ländern stammt. Die Einwanderer, die aus den Nachbarländern (Italien und Deutschland sowie Frankreich) stammen, haben tiefe historische Wurzeln in der Schweiz, wo es vier offizielle Landessprachen und zahlreiche Dialekte gibt. Der Anteil der Ausländerinnen und Ausländer sowie deren Herkunft unterscheidet sich von Region zu Region, abhängig davon, welche der Landessprachen in der jeweiligen Region gesprochen wird. In der Westschweiz lebt so zum Beispiel der größte Anteil der französischsprachigen Bevölkerungen, inklusive der französischsprachigen Einwanderer. Alle Personen, die ihren Wohnsitz in der Schweiz haben, aber die schweizerische Staatsangehörigkeit nicht besitzen, gelten als Ausländerinnen und Ausländer:

Im Jahr 2018 stammten die größten Gruppen von Zugewanderten aus Italien (322.100), Deutschland (307.900) und Portugal (265.500). Insgesamt kommt ca. 68% der ausländischen Wohnbevölkerung ursprünglich aus Ländern der EU, der EFTA und des Vereinigten Königreichs. Die Bevölkerung mit Migrationshintergrund (im Ausland geboren) hat sich zwischen 1941 und 2019 verzehnfacht (von 223.500 auf 2,6 Millionen) und zwischen 1990 und 2019 fast verdoppelt (von 1,4 Millionen auf 2,6 Millionen) (Monsees et al. 384).<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Ende Dezember 2019 lebten 2.111.412 Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz. 323.683 von ihnen stammten aus Italien, 309.388 aus Deutschland, 262.926 aus Portugal, 139.646 aus Frankreich und 113.800 aus dem Kosovo (Ausländerstatistik 2019).

Man muss zwischen den Begriffen Asylsuchende, Flüchtlinge und MigrantInnen unterscheiden. Asylsuchende sind Menschen, die aus Gründen wie Verfolgung oder Gewalt in anderen Ländern Schutz suchen müssen. Sie können nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren und suchen daher Asyl. Am 28. Juli 1951 wurde in Genf das „Abkommen über die Rechtsstellung von Flüchtlingen“, die heute als die Genfer Flüchtlingskonvention genannt werden, angenommen. Nach der Definition der Genfer Flüchtlingskonvention sind Flüchtlinge Personen, die wegen Problemen wie ihrer Rasse, Religion, Nationalität oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe Schutz in einem anderen Land suchen müssen.:

[J]ede Person [...] die [...] aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann. (Jöris 1)

In einem Diskussionspapier diskutiert Lisa Jöris die Macht der Sprache in dem Kontext des Wortes „Flüchtling“, dessen Verwendung sie kritisiert. Sie argumentiert, dass dieses Wort durch seine Endsilbe ‚ling‘ passiv und daher unterlegen wirkt. Elisabeth Wehling deutet auch darauf hin, dass „-ling“ die Bezeichneten im Diminutiv verkleinert und abwertet. „-ling“ steht im übertragenen Sinn oft für etwas Schlechtes oder Minderwertiges, wie zum Beispiel „Schreiberling“ oder „Schönling“ (Rummel 39). Andererseits deutet sie aber auch darauf hin, dass das Wort nur im Maskulin existiert und somit den Flüchtling gleichzeitig mit Stärke und Aggressivität, also mit etwas Bedrohlichem, assoziiert (40). Jöris fasst zusammen, dass das Wort „Flüchtling“ somit ein Stempel ist, der Migrierenden aufgedrückt wird. Jöris beruft sich auf Hannah

Arendt, wenn sie argumentiert, dass das Wort „Flüchtling“ dazu beiträgt, dass geflüchtete Menschen oft einen Identitätswechsel erleben müssen anstatt dafür kämpfen zu können, dass ihre Integrität auf sozialen, politischen und juristischen Wegen gewährleistet wird (7).<sup>3</sup>

Gesetzlich sind Flüchtlinge Personen, deren Asylgesuch angenommen und deren Status als Flüchtling anerkannt wurde. In der Schweiz erhalten sie nur einen Flüchtlingsstatus, wenn sie beweisen können, dass sie ihre Heimat aufgrund von individueller Verfolgung verlassen mussten. Das heißt, dass diese Menschen wegen ihrer politischen Meinung oder Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit geflohen sind und nicht ohne Gefahr in ihr Heimatland zurückkehren können. Im Vergleich zu Flüchtlingen und Asylsuchenden verlassen MigrantInnen ihre Heimat nicht aufgrund von Verfolgung, sondern um ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Laut Amnesty International sind Gründe für Migration zum Beispiel unzureichende Nahrungs- und Wasserversorgung und unsichere Lebensbedingungen (Amnesty). Im Gegensatz zu Asylsuchenden und Flüchtlingen könnten Menschen in dieser Gruppe theoretisch in ihre Heimat zurückkehren – obwohl es, wie Jöris argumentiert, nicht immer eindeutig ist, ob solch eine Heimkehr tatsächlich zumutbar ist und es auch umstritten ist, wer dies bestimmen sollte. Aufgrund derzeitig kursierender Fehlinformationen über Flüchtlinge in Europa, die vor allem in rechten Medien oft als „nur“ ökonomische Migranten dargestellt werden, ist es wichtig, diese Begriffe zu unterscheiden und kritisch zu

---

<sup>3</sup> Jöris erwähnt auch, dass Diskurse über „Flüchtlinge“ den Ort des Schutzes statt den Fluchthintergrund in den Vordergrund stellen, was weitreichende Machtstrukturen beinhaltet (1). Schließlich fügt sie hinzu, dass die Begriffsfestlegung der Genfer Flüchtlingskonvention problematisch sei, da sie lediglich für solche Menschen, die sich bereits außerhalb ihres Landes befinden, greift und Binnenflüchtlinge ausschließt.

beleuchten.<sup>4</sup> Flüchtlinge werden durch internationale Gesetze wie die Genfer Flüchtlingskonvention geschützt, da ihre Heimatländer ihnen diesen Schutz nicht gewähren können oder verweigern, während Migranten theoretisch in ihr Ursprungsland zurückkehren könnten und dort von ihrem Staat geschützt werden würden (Refugees). Im Roman *Tauben fliegen auf* beschreibt Abonji die Geschichte von einer Gastarbeiterfamilie, die für ein besseres Leben in die Schweiz einwandert. In Kureyshis Roman haben wir die Geschichte einer Familie, die wegen des Krieges als Flüchtlinge in die Schweiz kommt. Die Unterschiede zwischen den beiden Arten der Einwanderung werden in den Romanen sichtbar: Während sich die erste Generation der Gastarbeiter in Abonjis Roman als angekommen sieht, bleibt die erste Flüchtlingsgeneration in Kureyshis Roman für immer fremd.

In der Schweiz gibt es viele Behörden und Institutionen, die dafür verantwortlich sind, Asylsuchenden und Flüchtlingen zu helfen. Die wichtigsten Institute, die hier genannt werden können, sind das Bundesamt für Migration (BFM), das Staatssekretariat für Migration (SEM), und die SFH (schweizerische Flüchtlingshilfe). Alle die hier genannten Organisationen bieten Informationen zu Flüchtlingszahlen in der Schweiz, zur aktuellen Situation der Flüchtlinge, zum Asylverfahren, zu der Unterstützung, die Personen aus dem Asylbereich von den Organisationen bekommen, und zu Themen wie Wohnung und tägliche Aktivitäten an.

Eine wichtige Aufgabe dieser Organisationen ist auch die Unterstützung des Spracherwerbs. Sprache ist eine wichtige Komponente für die Integration in die

---

<sup>4</sup> Das Jahr 2015, das für Deutschland einen Höhepunkt der Einwanderung und einen Wendepunkt in der Einwanderungspolitik darstellt, da zu diesem Zeitpunkt hunderttausende syrische Flüchtlinge via der Balkanroute nach Europa gelangten, ist in der Schweiz nicht so einschneidend. Von allen deutschsprachigen Ländern hat die Schweiz mit einer Höchstzahl von zirka 1.500 Eintritten im November 2015 die niedrigste Zahl an Flüchtlingen aufgenommen (Roth and Maduz 7).

Gesellschaft und den Arbeitsmarkt. Für eine bessere Integration mit der einheimischen Bevölkerung benötigen Flüchtlinge die Landessprache. Andernfalls können sie sich nicht gesellschaftlich orientieren und integrieren, und haben einen erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt. Da die Schweiz „ein vielsprachiges (multilinguales, polyglottes) Land, in dem vier autochthone Sprachen als gleichberechtigte National- oder Staatssprachen anerkannt sind“ (Jahn 345) ist, müssen Einwanderer eine der vier offiziellen Sprachen lernen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch. Laut der schweizerischen Eidgenossenschaft ist Schweizerdeutsch mit einem Gemisch von alemannischen Dialekten die Hauptsprache für über 63% der Bevölkerung. „Die Sprachgruppen unterschiedlicher Größe (63,0 % deutsch, 22,7 % französisch, 8,1 % italienisch und 0,5 % rätoromanisch) sind territorial deutlich getrennt, die Sprachgrenzen haben sich seit Jahrhunderten kaum verändert“ (345). Welche Sprache erlernt werden muss, hängt daher auch davon ab, in welchem Teil der Schweiz man sesshaft wird.

Trotz einer bestehenden Immigrationsgeschichte und der Vielsprachigkeit ist die Schweiz kein „multinationales oder polyethnisches“ Land (345). Daher sollte es nicht überraschen, dass Diskriminierungen in der Form von Rassismus der Schweiz nicht fremd sind. Der Begriff der Diskriminierung bezeichnet im rechtlichen Sinn die ungerechtfertigte ungleiche Behandlung von Gruppen von Menschen mit unterschiedlichen sozialen oder ethnischen Merkmalen, wie zum Beispiel Nationalität, Sprache, Geschlecht, Religion, ethnische Herkunft und auch Behinderung. Diskriminierte Menschen werden dabei als minderwertige Menschen angesehen und behandelt.

Nach der EKR (Eidgenössische Kommission gegen Rassismus) kann Fremdenfeindlichkeit wie folgt beschrieben werden: Eine ablehnende Verhaltensweise gegen als ‚fremd‘ empfundene Menschen und Gruppen (z.B. aufgrund Herkunft, Kultur, Sprache oder Religion) (EKR). Fremdenfeindlichkeit ist eine Einstellung, bei der Menschen aus einer anderen Kultur, aus einem anderen Land, aus einer anderen Region oder aus einer anderen Gemeinschaft aggressiv ablehnt werden. Die Ideologie des Rassismus beschreibt Fremdenfeindlichkeit gegenüber Gruppen von Menschen die aufgrund biologischer und äußerlicher ethnischer Merkmale als minderwertige Menschen definiert werden. 1735 kreierte Carolus Linnaeus zum Beispiel ein entscheidendes hierarchisches System für die Aufteilung der Menschheit in vier Rassen „Americanus, Asiaticus, Africanus, and Europeaeus“ (Yudell 16). Seit zirka 1800 werden seither in Europa Menschen aufgrund ihrer äußerlichen Erscheinung als Schwarze, Weiße, Latinos oder AsiatInnen definiert, hierarchisch geordnet und be- bzw. verurteilt (Hund 15).<sup>5</sup>

Einwanderer werden auch oft mit Angst vor Fremden konfrontiert. „Fremdenfurcht“ oder die Angst vor Fremden beruht auf sozialpsychologischen Wahrnehmungsmustern, wie zum Beispiel Exotismus oder Ethnozentrismus. Wegen solchen Orientierungsmustern kann ein Fremder oder eine Fremde in einer Gesellschaft akzeptiert oder abgelehnt werden. In der *Encyclopedia of Global Studies* definiert Faye V. Harrison Xenophobie als die Furcht vor dem Anderen: „Literally ‘the fear of

---

<sup>5</sup> Malcolm Ohanwe, ein deutsch-nigerianischer Journalist, äußerte in März 9 2021, dass er den Ausdruck „SOJARME“, der für „Schwarze, Osteuropäische, Jüdische, Asiatische, Roma oder Muslimische Menschen & Ethnische Minderheiten“ steht, als zutreffender Begriff in deutschen Rassismus- und Diskriminierungsdiskursen halte. Doch auch dieser Begriff ist nicht unumstritten. Zum Beispiel kann man die Einwanderungserfahrungen weißer Osteuropäer, die spätestens in der zweiten Generation selten unter Diskriminierung leiden, schlecht mit der von Menschen mit einer anderen Hautfarbe vergleichen (Gerster and Nürnberger 97).

strangers,' xenophobia is the targeting of foreigners and estranged citizens for stigmatization, discrimination, and scapegoating within nation-states" (Harrison and Juergensmeyer 1831). Fremdenfurcht beruht auf einer sozialpsychologischen Angst vor dem Anderen, dem Fremden, die sich in Misstrauen, Abwehr und Feindschaft gegenüber Ausländern ausdrückt und zu diskriminierenden Gesetzen führen kann.

Ein Paradebeispiel für Fremdenfurcht ist Islamophobie. Unter dem Begriff von „Muslimfeindlichkeit“ oder „Islamophobie“ versteht man die Furcht vor dem Islam, Muslimen und allem, was mit beiden zu tun hat. Ende 2018 lebten in der Schweiz rund 372.300 (5.3%) Muslime (Schweiz - Religionszugehörigkeit 2018). Nach einer im Jahr 2018 durchgeführten Umfrage in der Schweiz waren 58,8% der Befragten der Meinung, dass Rassismus in der Schweiz noch immer ein großes Problem darstellt (Schweiz - Rassistische Diskriminierungsvorfälle 2018). Glücklicherweise können Rassisten „seit dem Inkrafttreten des Antirassismus-Gesetzes im Jahre 1995, bestraft werden“ (Hofmann et al. 18). Trotz solcher Gesetze ist Diskriminierung für viele eine tägliche Erfahrung in der Schweiz. Michael Graff und Daniel Kopp haben in ihrer Untersuchung über Arbeitsmarktdiskriminierung in der Schweiz zum Beispiel gezeigt, dass Personen mit muslimischem Hintergrund deutlich häufiger arbeitslos sind als Nicht-Muslime, selbst wenn der Einfluss zahlreicher Personencharakteristika auf die Beschäftigungschancen statistisch ausgeschaltet werden (Graff and Kopp 60). Im Jahr 2009 wurde in der Schweiz in einer Volksabstimmung mit 57% der Bau von Minaretten verboten (Hirter and Vatter 1). Der sogenannte Minarettenstreit zeigte, wie weit verbreitet Islamophobie in der Schweiz damals bereits war. Viele Schweizer haben jedoch mit dem Motto „Keine Diskriminierung“ und „Wir sind alle Muslime“ dagegen demonstriert. Aber noch immer schüren einige ein fremdenfeindliches Klima, das

Asylsuchende über die alltägliche Diskriminierung hinaus unmittelbar zu spüren bekommen. Es ist schwierig, in einer Gesellschaft zu leben oder sich zu integrieren, in welcher sogenannte „Fremde“ nicht willkommen sind (Hofmann et al. 18) – eine Tatsache, die auch die in dieser Arbeit besprochenen autobiographisch angelehnten Romane eindringlich schildern.

## **Kapitel II: Secondo Literatur**

Seit den 1950ern ist Migration ein wichtiges Thema in der europäischen Gesellschaft und spielt daher auch eine wichtige Rolle in der Literatur. In Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstand wegen der Existenz von Arbeitsmigranten in Deutschland, Österreich und der Schweiz daher nach und nach die deutschsprachige „Migrationsliteratur“. Migrationsliteratur wird von deutschen oder nichtdeutschen SchriftstellerInnen geschrieben. Diese Literatur wurde in Deutschland am Anfang als Gastarbeiter- und Betroffenheitsliteratur klassifiziert. Es haben sich im Laufe der Jahre eine Vielzahl äußerst unterschiedliche, und unter anderem auch widersprüchliche Bezeichnungen entwickelt, die von den AutorInnen nicht ganz ohne Kritik aufgenommen wurden. Daher gab es seither eine große Bandbreite von anderen Formulierungen: Ausländerliteratur, Minderheitenliteratur, Interkulturelle Literatur, Migranten- oder Migrationsliteratur. Aber was hier laut Olga Drossou offenkundig fehlt, ist der Begriff „Deutsche Literatur“ (4). Das heißt, die meisten der gebrauchten Begriffe sondern diese Text immer noch aus und können sie nicht einfach als Teil einer deutschen oder deutschsprachigen Literatur anerkennen. Die gebürtige Ungarin und Böhner Preisträgerin Terézia Mora formulierte in einem Interview zugespitzt und ironisch: „Ich bin ein Teil der deutschen Literatur, so deutsch wie Kafka“ (Mora, „Ich bin Teil“ 28). Laut Leslie Adelson suggerieren diese Begriffe, dass die AutorInnen immer noch nicht in Deutschland, Österreich, oder der Schweiz angekommen sind, sondern „zwischen zwei Welten“ suspendiert bleiben (Adelson 37). Ein anderer Grund dagegen, Begriffe wie „Migrationsliteratur“ zu benutzen ist, dass viele AutorInnen mit Migrationshintergrund nicht oder nur in einem oder in zwei ihrer Werke Migration zum Thema machen und dieser Begriff daher ihre künstlerische Identität eingrenzt. Es geht

hier auch darum, dass diese AutorInnen nicht unbedingt eine repräsentative Funktion einnehmen wollen. Wie Mora es formuliert: “Mein Beruf ist Schriftstellerin! Nicht: Berufssossi, Berufsausländerin, Berufsfrau oder gar- fräulein! Macht’s euch doch selbst, Betonköpfe!” (Mora, *Kreter Spiel* 147).

Im Schweizer Kontext ist die Situation ein bisschen anders, da dort der Begriff der *Secondo/a* Literatur herangezogen werden kann. Von 1991 bis in die früheren 2000er wurde dieser Begriff von Verlegern und Literaturkritikern bemüht, um literarische Werke, die von neu aufkommenden SchriftstellerInnen mit Migrationshintergrund geschrieben werden, zu beschreiben (Rothenbühler et al. 396). ‘*Secondos/secondas*’ ist ein hybrides Wort aus Italienisch und Spanisch und wurde in dem Dokumentarfilm *Babylon* (von Samir Jamal Aldin, 1993) positiv verwendet, um die Kinder von Migranten zu beschreiben. Laut Margit Zinggeler wird der Begriff *Secondo/a* nur in der Schweiz gebraucht und ein(e) *Secondo/a* „is loosely defined as a second-generation immigrant” (Zinggeler 50), wobei die zweite Generation als die Kinder von Migranten „who were born in Switzerland independent of their citizenship status” definiert wird (46). Die SchriftstellerInnen, die diese Texte verfassen, haben Eltern aus anderen Ländern und wachsen laut Charlotte Schallié und Zinggeler in zwei Welten auf, was hier nicht negativ belegt ist. Sie verstehen den Heimatbegriff nicht länger ausschließlich als lokal eingrenzend. Sie lernen, ihre alten und neuen Heimatgefühle in Übersee und in der Schweiz nicht als unlösbaren Widerspruch zu leben (Schallié and Zinggeler 28). *Secondo/a* AutorInnen beschäftigen sich in ihren Texten mit Themen, wie Heimat und Fremde, Sprach- und Kulturwechsel und Multikulturalismus in den deutschsprachigen Ländern.

Der Begriff der Secondo/a Literatur kann genauso wie Migrationsliteratur als „a sign of both inclusion and exclusion“ gesehen werden und junge Schriftsteller “also experienced the term ‘secondo literature’ as an ambivalent mark of ‘distinction’“ (Rothenbühler et al. 397). Der Begriff Secondo ist auch in der öffentlichen Diskussion nicht unumstritten. Im Internet kann man zum Beispiel mehrere Perspektiven dazu finden. So argumentiert Urs Maurer auf [swissinfo.ch](http://swissinfo.ch), dass der Begriff zumindest seit 2002 negativ belegt und mit „Krawallmachern“ gleichgesetzt wird (Maurer). Andererseits sieht man jedoch auch, dass sich Mitglieder der zweiten Generation diesen Begriff positiv aneignet haben. Der Verein *Café Secondas*, zum Beispiel, ist ein Verein, der Secondas, also „Frauen ab zweiter Migrationsgeneration [dabei unterstützt] selbstbewusst mit ihrer Identität umzugehen und frei von Fremdzuschreibungen nicht zwischen, sondern in und mit mehreren Kulturen leben zu können“ (see [cafesecondas.weebly.com](http://cafesecondas.weebly.com)) – ein Anliegen, welches von den hier besprochen Autorinnen geteilt wird. Hinzu kommt, dass sich in der Schweizer Literatur viele junge AutorInnen mit diesem Begriff einen Namen machen konnten und ihre Werke unter anderem durch ihn bekannt wurden. Rothenbühler zeigt, dass “most of these writers took a pragmatic approach to these terms; all the more so as the book industry, which was increasingly adopting the practices of the pop and film industry, urged them not to hide behind their texts but also to present themselves as personalities with interesting biographies” (Rothenbühler et al. 396–97).

Laut Zinggeler ist Sprache eines der wichtigen Themen in der Secondo/a Literatur. “Secondas and Secondos are linguistically fully integrated [in Switzerland] and some do not know the language of their parents well enough to be called bilingual” (50). Zum Beispiel kann die Sprache in Werken von Meral Kureyshi und auch Melinda

Nadj Abonji sowohl als ein positiver wie auch negativer Aspekt identifiziert werden. Die Autorinnen können die Sprache ihre Eltern und Verwandten verstehen, aber sie haben auch Probleme mit der Muttersprache. Da sie in der Schweiz aufgewachsen sind, ist es normal, wenn sie die Landessprache oft besser als ihre Muttersprache kennen. Die AutorInnen schreiben ihre Werke in einer der anerkannten Sprachen der Schweiz. Trotz dieser Tatsache beschreibt Zinggeler in ihrem Buch, dass die Erinnerungen der AutorInnen eine feste Verbindung mit der ersten Sprache der AutorInnen haben: „Language plays an important role with memories often connected with the sounds of the first language” (Zinggeler 4). Im Kontext ihres schweizerischen Sozialisationskreises wird die Sprache der Eltern und Großeltern, die die AutorInnen nur zu Hause oder bei Besuchen in der ‚altern Heimat‘ hören, zwar als fremde Stimmen wahrgenommen. Zinggeler argumentiert aber, dass diese Verfremdung „oft eine besondere Sprachkreativität im Individuum [weckt], die eine große Anzahl von Secondas und Secondos geradezu zum Schreiben, zum transkulturellen Schreiben, zwingt” (Zinggeler 97).

Teils fikionalisierte Migrationsbiografien sind ein weiteres typisches Merkmal der Secondo/a Literatur: “Some of the Secondas and Secondos turn to writing to tell their stories and the stories of their migrant families” (Zinggeler 88). Diese autobiographischen Erzählungen stellen aus der Perspektive von MigrantInnen sowohl den Schmerz des Heimatverlustes als auch den Prozess der Beheimatung dar. Melinda Nadj Abonji und Meral Kureyshi erzählen in ihren Romanen zum Beispiel die fikionalisierten Geschichten des Lebens ihrer Familien und ihre Erfahrungen in der Schweiz aus der Perspektive ihrer Protagonistinnen.

Daher ist auch die Familie und Generationenkonflikt ein zentrales Thema in den Werken von Secondo/as. Diese Literatur reibt sich an der Kultur der Eltern; die Protagonistinnen schildern ein “bifurcated displacement” (147) sowohl von der Schweizer Mehrheitsgesellschaft als auch der eigenen Familie. So schildert Kureyshi ihre Hauptfigur in *Elefanten im Garten* als eine verlorene Persönlichkeit, die sich immer fremd fühlt und versucht, durch ihre Erinnerungen an ihren Vater eine für sie verlorene Heimat zu finden. Die zweite Generation hat oft nicht so viele Erfahrungen in den Heimatländern ihrer Eltern. Die Verbindungen zu der Kultur ihres elterlichen Landes beschränkt sich oft auf Urlaub und Besuche. Secondo/as wachsen daher oft mehr mit der Schweizer Kultur als mit ihren elterlichen Kulturen auf. Aufgrund der schulischen Ausbildung in der Schweiz kennt und spricht die zweite Generation die Regionalsprache und die Jugendlichen sind im Allgemeinen besser mit den politischen und sozialen Begebenheiten der Schweiz bekannt als ihre Eltern, was zu Spannungen zwischen den Generationen führen und die zweite Generation ‚zwischen‘ zwei Kulturen positionieren kann – eine Position, die von den hier besprochenen Autorinnen schlussendlich jedoch abgelehnt wird.

In ihrem Artikel über deutschsprachige Migrationsliteratur *Against Between – ein Manifest gegen Dazwischen* kritisiert auch Leslie A. Adelson Begriffe wie ‚zwischen zwei Welten‘ oder das „Dazwischen“ als einen “Ort, der üblicherweise für diese Autoren und ihre Texte auf der kulturellen Landkarte unserer Zeit bereitgehalten wird“ (Adelson 37). Für Adelson fungiert die Trope des ‚dazwischen‘ als ein Reservat, das Erkenntnisse einzuschränken und zu behindern versucht (37). Der Begriff ‚zwischen zwei Welten‘ wird als eine Brücke konzipiert, auf denen sich Migranten suspendiert finden und daher als fremd fixiert werden. Diese „Fixierung auf das Eigene und das

Fremde“ verursacht Wunden und eine kulturelle Kluft (39). Laut Adelson ist das jedoch eine falsche Auffassung von Kulturen, welche nicht einfach voneinander abgegrenzt werden können, sondern sich ständig wechselseitig beeinflussen. Daher formuliert sie das „Dazwischen“ als eine Schwelle um, da es „keine Grenze zwischen zwei deutlich voneinander abgegrenzten Welten ist, sondern eine Schwelle, ein Ort, wo etwas Neues im Sichtfeld aufblitzt und sich das Bewusstsein dementsprechend neugestaltet“ (40). Secondo/a Literatur kann ebenfalls als eine Schwelle angesehen werden, die lockt und zum Übertreten einlädt, und nicht als eine Brücke zwischen zwei gänzlich getrennten Welten (40). Melinda Nadj Abonji und Meral Kureyshis Werke untersuchen aus unterschiedlichen Perspektiven die Bedeutung von Zugehörigkeit und Heimat. Sie tun dies aus einer interkulturellen Perspektive, die eine Schwelle zwischen der Schweiz und ihren Herkunftsländern darstellt.

Die Frage nach der eigenen Position in der Mehrheitsgesellschaft und -kultur ist eng mit der Suche nach Identität verbunden. Die Suche nach Identität war schon immer ein vorherrschendes Thema in der multikulturellen und mehrsprachigen Schweizer Gesellschaft. Dies gilt auch für die Secondo/a Literatur. Der “Secondo-Space” kann als eine Verknüpfung zwischen drei Kreisen, einer Mischung von der Kultur der Eltern, Schule und Arbeitsplatz sowie dem sozialen Netzwerk der Freunde verstanden werden, die einen neuen Raum bilden (Zinggeler 4). Zinggeler verbindet den Begriff des „Secondo-Space“ mit Homi Bhabas Konzept des „Dritten Raums im postkolonialen Diskurs“ (58). Mary Louise Pratt hat den Dritten Raum als “cultural contact zone” und sozialen Raum genannt, wo “cultures meet, clash, and grapple with each other“ (Pratt 34). Daher schreiben die Secondo/a AutorInnen in ihren Werken oft über Identität, weil sie sich in diesem dritten Raum selbst positionieren müssen.

Secondo/a Literatur ermöglicht uns daher auch eine potenziell neue Sicht auf Konzepte wie "Heimat". Secondo/a Autoren schreiben von der Perspektive der Schnittstelle zwischen der Schweizer und der elterlichen Kultur. Dadurch distanzieren sie sich von beiden Kulturen. Diese Distanz ermöglicht es dem Leser, die Dinge neu zu sehen und zu hinterfragen. Folglich kann der Leser zum Beispiel den Begriff der "Heimat", der ihm zuvor vielleicht ganz natürlich und unproblematisch erschien, durch die Augen der Secondo/a AutorInnen neu verstehen. In den hier analysierten Romanen ist das sich Erinnern an das Herkunftsland und die Kindheit oft die zentrale Strategie, mit Hilfe deren die Protagonistinnen verhandeln, was Heimat im dritten Raum sein kann und wie sie sich in ihren Leben in der Schweiz beheimatet fühlen können.

### **Kapitel III: Der Heimatbegriff in der deutschsprachigen Schweizer Literatur**

Das deutsche Wort "Heimat" ist ein mehrschichtiger Begriff und es gibt keine feste Bedeutung für dieses Wort. Axel Goodbody bietet einen guten Überblick über das Konzept und wie es unterschiedlich definiert werden kann:

Heimat has traditionally been understood as (1) the farm, town, or region in which an individual has either been born or has lived for an extended period of time; (2) the country of birth or of permanent residence; (3) the parental/ ancestral home. It is thought of as an environment with which individuals have 'grown together' over time, forming an emotional bond through socialization generating identification with community norms and values. Heimat is therefore by definition a place where people and things are familiar, and relations seem 'natural': it is typically imagined as a small provincial town or village. (129)

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Heimat oft als ein Ort aufgefasst wird, wo sich Menschen in einem Raum, einer Kultur, oder einer Gemeinschaft zurechtfinden und wiedererkennen können.

Tatsächlich verstehen viele Menschen Heimat als einen bestimmten Ort, und oft auch als das Geburtsland. Für sie ist die Heimat ein vertrauter Raum, in dem man die Muttersprache erlernte oder die Elternwelt, in der man laufen und sprechen lernte. Peter Blickle argumentiert daher, dass Heimat oft mit Unschuld und Kindheit assoziiert wird (17). Joachim Klose argumentiert weiter, dass das Konzept der Heimat auch „im allgemeinen Sprachgebrauch häufig auf eine Raumstelle, wie den Ort der Herkunft, der Geburt oder des Wohnens reduziert“ wird (26). Blickle deutet zusätzlich an, dass die Definition der Heimat im deutschsprachigen Raum nur im Singular auftreten kann, und behauptet, dass "one can have only one true Heimat [in German]. This uniqueness is

implied when people speak of someone having found a ‘new Heimat’ or a ‘second Heimat’” (Blickle 63). Er argumentiert auch, dass in der deutschen Vorstellung über das Konzept „Heimat“, Heimat und Identität gleich sind: “Homeland is not only like identity, it is identity. It is a way of organizing space and time and a communally defined self in order to shape meaning. Heimat is identity manifested in social, imagistic ways” (65). Das Heimatkonzept wird hier mit einem geografischen begrenzten Gefühl der Sicherheit und der Identität, die mit einem Ort Verbunden ist, assoziiert.

Im Gegensatz zu solchen ortsgebundenen und singulären Heimatkonzepten beschreibt Michelle Müntefering Heimat als etwas Subjektives. Jemand kann sich daher in mehr als einer Heimat wohl fühlen und seine Identität mit mehreren Orten verbunden sehen: „Identität ist etwas, was man sein kann und nicht etwas, was man zu sein hat. Heimat verengt nicht, sondern sie öffnet“ (Müntefering 121). Tatsächlich kann man Heimat nämlich auch als ein dynamisches, individuell konstruiertes und individuell erfahrbares Konzept verstehen. Maike Schroeter schildert Heimat daher auch nicht als Ort, sondern als ein Gefühl von Vertrautheit, Geborgensein, Anerkennung und Zugehörigkeit. Heimat ist hier keine Frage nach einem spezifischen Ort; es ist ein Gefühl der Verbundenheit. Heimat wird daher oft auch mit Utopie assoziiert. Inspiriert von Ernst Bloch argumentiert Klaus Kufeld zum Beispiel, dass Heimat einerseits ein „Blick in die Vergangenheit (»was allen in die Kindheit scheint«) ist, und andererseits eine vorausschauende Sicht darstellt (»worin noch niemand war«)“ (Kufeld 325). Heimat ist hier ein „Noch-Nirgends“ und ein „Noch-Nicht“ und daher ein nicht-Ort, ein Ort, an dem noch nie niemand war (325).

Es muss hier bedacht werden, dass „Heimat“ sowohl im territorialen als auch imaginären Sinne oft negativ belegt und missbraucht wurde und wird. Die beiden

Protagonistinnen in den hier ausgewählten Romanen können sich weder in ihrem Herkunftsland noch in der Schweiz zu Hause fühlen. Die Romane hinterfragen daher, inwiefern Heimat tatsächlich ortsgebunden und für die Identitätsbildung notwendig ist. Die Romane neigen eher dazu, Heimatgefühle als nostalgisch im negativen Sinn, also in Sinne von Boym als ‚restaurativ nostalgia‘ zu bewerten. Mit diesen beiden Texten nähert sich die Secondo/a Literatur daher—vor allem mit Kureyshis Roman—den Aussagen der jüngsten deutschsprachigen Migrationsliteratur, welche den Heimatsbegriff an sich hinterfragt. Dies sieht man zum Beispiel an dem 2019 erschienenen Band *Eure Heimat ist unser Alptraum*. In dem Band kritisieren 14 Autorinnen angesichts der neuen fremdenfeindlichen Atmosphäre in vielen europäischen Ländern seit der sogenannten Flüchtlingskrise 2015 und der kontroversen Umbenennung des Innenministeriums von Deutschland zu „Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat“ 2018, das deutsche Heimatkonzept. In ihrem provokativen Vorwort argumentieren die Herausgeberinnen Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah, dass der Begriff der Heimat zum Beispiel in Deutschland schon immer negativ instrumentalisiert wurde:

Heimat hat in Deutschland nie einen realen Ort, sondern schon immer die Sehnsucht nach einem bestimmten Ideal beschrieben: einer homogenen, christlichen weißen Gesellschaft, in der Männer das Sagen haben, Frauen sich vor allem ums Kinderkriegen kümmern und andere Lebensrealitäten schlicht nicht vorkommen. In den vergangenen Jahrzehnten diente das Wort Rechtspopulist\_innen und -extremist\_innen als Kampfbegriff, um all jenen

Menschen, die diesem Ideal nicht entsprachen, ihre Existenzberechtigung abzusprechen. (Aydemir and Yaghoobifarah 10)<sup>6</sup>

Laut Kufeld muss man ‚Heimat‘ als ein Wort daher „gegen alle die verteidigen ..., die damit Schindluder getrieben haben. Oder noch tun. Heimatgefühle, Heimatfilm, Heimatliebe, Heimatschutz“ (323). Und doch findet Kufeld, dass man ohne Heimat nicht sein kann. Er zitiert dabei Wim Wenders, der in einem Artikel in der *Zeit* Heimat als ein Menschenrecht beschreibt (323). Auch laut Beate Mitzscherlich ist Heimat ein zentrales menschliches Anliegen und Heimatverlust führt daher zu Heimatsehnsucht: „Wer Heimat nicht hat, muss sich nach ihr sehnen. Die Voraussetzung von Heimweh ist die Erfahrung von Fremdheit, Heimat Verlust, Heimatlosigkeit“ (Mitzscherlich 48). Albin Nees erläutert ebenso, dass Heimat und Kindheit in enger Verbindung stehen und daher niemand ohne Heimat oder ein Heimatgefühl lebt, selbst wenn er oder sie wegzieht:

Jeder erwachsene Mensch hat notwendigerweise seine Kindheit hinter sich gelassen. Aber nicht jeder Mensch muss seine Heimat verlassen. Trotzdem ist die Kombination nicht falsch, denn so, wie jemand seine Heimat verlassen kann und sie trotzdem weiterhin bei sich hat, so trägt jeder als Jugendlicher, als Erwachsener, als Senior und als Greis seine Kindheit mit sich. (305)

Genauso wie die Kindheit als eine Lebensphase erst nach ihrem Abschluss als etwas Zusammenhängendes hervortritt, so ist auch Heimat eher ein nachträgliches Gefühl. Jürgen Barkhoff argumentiert daher in *Heimat in der Globalisierung – Heimat in der Schweiz*, dass das Heimatgefühl erst im Moment des tatsächlichen oder potenziellen

---

<sup>6</sup> Die Heimatbegriffs in Peter Blickles' Untersuchungen kann mit der Idee von Aydemir und Yaghoobifarah in Verbindung gesetzt werden. Er weist nach, wie in der deutschen Kultur Heimat mit den konstitutiven Konzepten der idealisierten Mutter und Frau eng verbunden ist (Blickle 17).

Verlustes entsteht: „Wann drängt es einen dazu, über Heimat zu schreiben? Wenn man sich an ihr reibt? Wenn sie einem zu eng wird, zu aufdringlich? Wenn man dabei ist, sie zu verlieren? Oder nachdem man sie verloren hat?“ (Barkhoff 4). Laut Barkhoff ist Heimat daher immer auch Heimweh, da es mit der schmerzlichen Trennung von der heimatlichen Nestwärme und einer uterusähnlichen Geborgenheit und Sicherheit Hand in Hand geht (12).

Aufgrund der engen Beziehung zwischen Heimat und Verlust sind Heimatgefühle und die zugehörigen Erinnerungen an die Vergangenheit und Kindheit eng mit Nostalgie verbunden – ein Begriff, den ich im nächsten Kapitel näher beleuchten werden.

## Kapitel IV: Nostalgie

Den engen Zusammenhang zwischen Heimat und Notalgie kann man bereits in der Entstehungsgeschichte des ursprünglich medizinischen Begriffs „Nostalgie“ erkennen. 1688 präsentierte Johannes Hofer, ein Medizinstudent in Basel, seine These mit den Titel *Dissertatio medica de nostalgia, oder Heimwehe*. Hofer kategorisierte Nostalgie, von *nostos* (Heimkehr) und *algos* (Schmerz), als Krankheit, die er zwischen Paranoia und Melancholie ansiedelte. Während paranoide Patienten von Verfolgungswahn besessen waren, konzentrierte sich die Obsession eines Nostalgikers laut Hofer auf Sehnsucht, und im Gegensatz zum Melancholiker war er spezifisch auf ein Objekt oder einen Ort fixiert (Campanella and Dassù 25). Bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde Nostalgie daher mit Krankheit in Verbindung gebracht. Wie Hofers Titel zeigt, wurde Nostalgie hier auch mit Heimweh gleichgesetzt.

Seitdem wurde Nostalgie jedoch auch eher philosophisch als pathologisch beleuchtet. In ihrem einflussreichen Buch *The Future of Nostalgia* untersucht Svetlana Boym den Begriff der Nostalgie in einem temporalen anstatt ausschließlich lokalen Zusammenhang. Boym argumentiert, dass moderne Nostalgie nur auf den ersten Blick wie die Sehnsucht nach einem Ort scheint, aber tatsächlich eine Sehnsucht nach einer Zeit irgendwo zwischen Kindheit und Traum, „a yearning for a different time“ (*The Future of Nostalgia* xv) ist. Lena Ahlin definiert Nostalgie in diesem Sinne als ein Art Trost in der Zeit von Veränderungen: “dwelling on memories of the past and of a former self [ . . . can] offer a sense of consolation in times of change” (2). Ahlin definiert Nostalgie daher als eine persönliche Reise, die auf den individuellen Bedürfnissen und Sehnsüchten eines Menschen basiert. Es ist ein sicherer Ort, an den wir gehen, wenn wir uns verloren oder ungeliebt fühlen.

Laut Boym wird Sehnsucht nach einem Ort mit der Sehnsucht nach Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ersetzt.<sup>7</sup> Daher ersetzt man seine Angst vor Verlust mit der Wiederentdeckung der Identität. Hier kann man ein Beispiel aus Homers Odyssee geben: „The modern nostalgic realizes that ,the goal of the odyssey is a rendez-vous with oneself” (Boym, “Nostalgia and Its Discontents” 7). Einerseits kann diese Sehnsucht nach Identität uns ein Gemeinschaftsgefühl geben, wenn wir zum Beispiel unsere Identität durch Gruppenidentität konsolidieren. Andererseits kann diese Art von Zugehörigkeit uns auch trennen: „Algia (or longing) is what we share, yet nostos (or the return home) is what divides us” (“Nostalgia and Its Discontents” 9). Der Begriff der Nostalgie ist folglich paradox; die Sehnsucht nach einem Gemeinschaftsgefühl „can make us more empathetic toward fellow humans, yet the moment we try to repair longing with belonging, the apprehension of loss with a rediscovery of identity” (Boym, *The Future of Nostalgia* xv). Wir laufen Gefahr, dass wir andere ausschließen. Boym unterscheidet daher zwischen zwei verschiedenen Arten der Nostalgie, d.h. der restaurativen („restaurative“) und der reflektiven (“reflective“) Nostalgie.

Restaurative Nostalgie betont eine verlorene Heimat, Erinnerung an nationale Vergangenheit und Zukunft, und den Versuch nach einem Wiederaufbau der verlorenen Heimat. Wie Boym ausführt, ist es diese Art von Nostalgie, die Nationalismen aller Art anfeuert und daher gefährlich sein kann. Die restaurative Nostalgie betont die Rekonstruktion der verlorenen Heimat:

---

<sup>7</sup> Nostalgie handelt somit nicht nur von der Vergangenheit. Es kann gleichzeitig Rückblick aber auch vorausschauend sein. Die Fantasien der Vergangenheit können die Zukunft beeinflussen. Wie Boym ausführt: „Nostalgia is not always about the past; it can be retrospective but also prospective. Fantasies of the past determined by needs of the present have a direct impact on realities of the future” (Boym xvi).

Restorative nostalgia puts emphasis on *nostos* and proposes to rebuild the lost home and patch up the memory gaps. The first category of nostalgics do not think of themselves as nostalgic; they believe that their project is about truth. This kind of nostalgia characterizes national and nationalist revivals all over the world, which engage in the antimodern mythmaking of history by means of a return to national symbols and myths and, occasionally, through swapping conspiracy theories. Restorative nostalgia manifests itself in total reconstructions of monuments of the past, while reflective nostalgia lingers on ruins, the patina of time and history, in the dreams of another place and another time. (*The Future of Nostalgia* 41)

In der restaurativen Nostalgie ist die individuelle Biographie daher eng mit der Biographie von Gruppen oder Nationen verbunden und eine Form von kollektiver Erinnerung ("Nostalgia and its Discontents" 9). Es ist somit diese Art der Nostalgie, die eng mit dem Begriff der Heimat als Ort verbunden ist. Der Schmerz der zeitlichen Distanz und Verschiebung von Kindheit und Zugehörigkeit wird durch eine Rückkehr zu einer rekonstruierten Heimat geheilt: „Distance is compensated by intimate experience and the availability of a desired object. Displacement is cured by a return home, preferably a collective one. ‘Never mind if it’s not your home; by the time you reach it, you will have already forgotten the difference’” (*The Future of Nostalgia* 55).

Die restaurative Nostalgie kann manchmal sehr irreführend sein, weil die wiedergefundene Heimat lediglich eine idealistische, schwarz-weiße Rekonstruktion ist, die darauf besteht, dass sie die Wahrheit widerspiegelt. Was auch immer dieser sogenannten Wahrheit nicht entspricht, wird als Lüge oder Verschwörung bezeichnet. „The conspiratorial worldview reflects a nostalgia for a transcendental cosmology and

a simple premodern conception of good and evil” (“Nostalgia and its Discontents” 14). Die Geschichte des 20. Jahrhunderts zeigt uns die Gefahren dieser Nostalgie: “from pogroms to Nazi and Stalinist terror to McCarthy’s Red scare, [they all] operated in response to conspiracy theories in the name of a restored homeland” (*The Future of Nostalgia* 43). Die Gefahr der restaurativen Nostalgie wird auch in den hier zu besprechenden Romanen gezeigt, da im ehemaligen Jugoslawien Vorstellungen einer exklusiven Heimat für Kroaten und Serben zu den Kriegen der 1990er Jahre geführt haben. In den Romanen haben die Protagonistinnen nostalgische Heimatgefühle, vermissen ihre Kindheit, und wollen sich endlich wieder irgendwo zugehörig fühlen. Sie werden jedoch durch die nationalistisch entfachten Kriege der 1990er Jahre dazu gezwungen, Heimat als Ort zu hinterfragen und daher auch dazu gebracht, ihre Heimatgefühle näher zu beleuchten.

Das heißt jedoch nicht, dass jede Art von Erinnerung an die Vergangenheit gefährlich ist. Boym bemüht daher auch den Begriff der reflektierenden Nostalgie. „Reflective nostalgia dwells in *algia*, in longing and loss, the imperfect process of remembrance” (*The Future of Nostalgia* 41). Reflektive Nostalgie tut nicht so, als ob die Vergangenheit wiederhergestellt werden könnte. Sie akzeptiert die Unwiderruflichkeit der Vergangenheit und der menschlichen Endlichkeit. Wo restaurative Nostalgie sich nicht als Nostalgie, sondern als absolute Wahrheit und Tradition versteht, hinterfragt die reflektive Nostalgie jegliche Form der Wahrheit (Boym, “Nostalgia and Its Discontents” 13). Die reflektierende Nostalgie handelt nicht vom Wiederaufbau des mythischen Orts, der als Heimat genannt wird: „Reflective nostalgia does not pretend to rebuild the mythical place called home“ (“Nostalgia and Its Discontents” 15) und es verweilt eher in Ruinen, der Patina von Zeit und Geschichte:

„reflective nostalgia lingers on ruins, the patina of time and history, in the dreams of another place and another time” (*The Future of Nostalgia* 49).

Die restaurative Nostalgie nimmt sich selbst todernst; die reflektierende Nostalgie dagegen kann ironisch und humorvoll sein (“Nostalgia and Its Discontents” 15). Dies zeigt, dass Sehnsucht und kritisches Denken einander nicht entgegengesetzt sein müssen; wenn man seine Erinnerung nicht dazu benutzt, eine exklusive Wahrheit und Kollektive zu schaffen, dann gibt es sehr wohl Platz für Urteilsvermögen oder kritische Reflexion. Die reflektive Nostalgie kennt den Unterschied zwischen Identität und Ähnlichkeit und sucht daher in der Vergangenheit nicht nach einer kollektiven Identität oder rekonstruierten Heimat (15).

Geschichten erzählen ist ein fester Bestandteil beider Arten von Nostalgie. Das Gefühl der Distanz zur Vergangenheit treibt Nostalgiker dazu, ihre Geschichte zu erzählen und die Beziehung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erzählen. In der restaurativen Nostalgie wird daher oft mit kollektiven Bildsymbolen und mündlicher Erzählkultur gearbeitet. In der reflektiven Nostalgie wird eher mit individuellen Erzählungen gearbeitet, die sich nicht als kollektive Wahrheiten ausgeben, sondern Lücken und Fragmente akzeptieren und daher jegliche „Heimkehr“ immer wieder verzögert (*The Future of Nostalgia* 49). Wie ich im Folgenden zeige, schwanken die Protagonistinnen der beiden hier untersuchten Romane zwischen restaurativer und reflektiver Nostalgie, aber entscheiden sich am Ende für die zweite, was sich in ihren individuellen Erzählungen und ihren zusammengewürfelten Heimatbegriffen widerspiegelt.

## **Kapitel V: *Tauben fliegen auf* von Melinda Nadj Abonji**

Melinda Nadj Abonji wurde im Jahr 1968 in Bečejin in der autonomen Provinz Vojvodina, einer multi-ethnischen Region im heutigen Serbien, in der viele Minderheiten leben, geboren. Abonjis Familie gehörte dort zur ungarisch sprechenden Minderheit. Die Autorin wuchs zuerst mit ihrer Großmutter im damaligen Jugoslawien auf, da ihre Eltern als Gastarbeiter in die Schweiz gezogen waren. Als sie 5 Jahre alt war, folgte sie ihrer Familie in die Schweiz. Sie studierte Germanistik und Geschichte, und ist heute Autorin und Musikerin. Seit 2006 leitet sie eine freie Schreibwerkstatt in Zürich. 2004 begann sie ihre Tätigkeit als Autorin mit dem Roman *Im Schaufenster im Frühling*. 2010 hat sie den deutschen Buchpreis für ihren zweiten Roman *Tauben fliegen auf* gewonnen, der seither in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde. *Schildkrötensoldat* ist ihr dritter Roman, der 2017 veröffentlicht wurde.

Abonjis Roman *Tauben fliegen auf* ist eine berührende Familiengeschichte und erzählt vom Leben und Alltag einer ungarisch-serbischen Familie, die aus der Vojvodina in die Schweiz eingewandert ist. Der Roman erzählt die Geschichte einer augenscheinlich gelungenen Integration und Einbürgerung der ersten Generation. Der Preis dafür scheint der Protagonistin, die der zweiten Generation angehört, jedoch oft zu hoch. Die Geschichte wird von der Protagonistin Ildi aus der Innenperspektive erzählt und konzentriert sich auf ihr Leben mit ihrer Schwester Nomi und ihren Eltern. Dabei ist Mamika, die Großmutter väterlicherseits, der Bezugspunkt von Ildi. 1973 verlassen die Eltern ihre Heimat. Die Kinder wachsen daher mit ihrer Großmutter Mamika auf. 1978 folgen Ildi und ihre Schwester Nomi ihren Eltern in die Schweiz. Der Roman umfasst die Zeitspanne zwischen den 1980er Jahren und dem Jahr 1993. Er erzählt von der Gegenwart in den frühen 1990ern, wenn die Familie das Café Mondial

übernimmt, und ihr Alltag durch die Balkankriege der 1990er Jahre und von der Sorge um ihre zurückgebliebene Familie überschattet wird. Diese Erzählebene wird kontinuierlich von Rückblenden durchbrochen, in denen die LeserInnen mehr von der Familiengeschichte, bis zurück zum zweiten Weltkrieg, und den jährlichen Besuchen in der ‚Heimat‘ erfahren.<sup>8</sup>

Die Geschichte beginnt 1980 mit der Reise der Familie Kocsis in die Vojvodina mit einem amerikanischen schokoladefarbenen Chevrolet. Wie Margit Zinggeler hervorhebt, macht die Familie somit “a big entrance“ mit diesem „symbol of Western capitalism“ (Zinggeler 187). Als sie im Jahre 1986 zurückkommen, haben sie einen weißen Mercedes Benz. Und schließlich verlassen sie 1989 ihr Dorf in der Nähe von Zürich und kommen in der Stadt Senta mit einem neuen Modell eines silbergrauen Mercedes an. Der ‚Erfolg‘ von Familie Kocsis in der Schweiz, der für die Eltern hauptsächlich ökonomisch gemessen wird, wird von der Abfolge ihrer Autos symbolisiert.

Der Roman ist in 14 Kapitel unterteilt. In der Jetztzeit der Erzählung übernimmt Familie Kocsis das Café Mondial, was sie als den letzten Schritt zum Erfolg in der neuen Heimat bewertet. Alle Familienmitglieder arbeiten in diesem Café. Dort werden sie trotz erfolgreicher Einbürgerung, die zu dieser Zeit in ihrem Kanton von der Gemeinde demokratisch befürwortet werden musste (Wischmann 71), mit Fremdenfeindlichkeit und Vorurteilen konfrontiert. Das ist vor allem seit dem Ausbruch

---

<sup>8</sup> Wulftange fasst den Roman zusammen: „Das Geschehen im Roman wird aus der Perspektive der etwa 20-jährigen Ich-Erzählerin Ildi dargestellt und erzählt insgesamt von einem Leben zwischen zwei recht verschiedenen Welten, von den Gedanken, den Herausforderungen, Fragen, Träumen, Eigenarten und Spannungen, die sich für sie und ihre Familie mit ihrem Leben zwischen der Vojvodina und der Schweiz ergeben“ (Wulftange 130).

der Balkankriege Anfang der 1990er Jahre der Fall, die dem Zerfall des multiethnischen Jugoslawiens folgten. Aufgrund dieser Ereignisse hinterfragt die Protagonistin, inwiefern sie und ihre Familie tatsächlich in der Schweiz beheimatet sind und was Heimat in einer multikulturellen Gesellschaft – sowohl die ihrer Herkunft als auch die der Schweiz – eigentlich bedeuten kann. Ein wichtiges Thema des Romans ist der Verlust, beispielsweise der der Heimat, von Familie und Orten, und dem eigenen Ich oder der Identität. Diese typischen Migrationserfahrungen werden von der autodiegetischen Erzählerin, die aus dem ehemaligen Jugoslawien stammt, erzählt. Der Handlungsort wechselt daher regelmäßig zwischen der Vojvodina und der Schweiz.

Wie ich oben bereits ausgeführt habe, verbindet Margrit Zinggeler das Konzept des „Secondo-Space“ mit einer Verknüpfung und einer Mischung von der Kultur der Eltern und der Kultur der Schweiz, welche durch die Schule, den Arbeitsplatz, und das soziale Netzwerk der Freunde vertreten ist. Laut Zinggeler haben die Secondo/as der zweiten Generationen keine tiefe Verbindung mit der Heimat ihrer Eltern:

[T]he second generation lacks the experiences and relationships to their parents' home countries. Connections to the heritage and cultures of those countries are mostly limited to vacations and visits. As Secondas and Secondos grow up, they are often torn between the cultures of the environment and their culturally different homes. (Zinggeler 57).

Wie ich in diesem Kapitel zeige, wird in *Tauben fliegen auf* diese Eigenschaft des Zerrissen-Seins von Secondo/a Literatur nicht bestätigt. Ildi hat eine tiefe Verbindung mit Serbien und sie kann sich noch an ihr Leben dort erinnern. Sie wurde nicht in der Schweiz geboren und die Vojvodina ist der Ort ihrer Kindheit. Es ist daher nicht ganz

eindeutig, ob Ildi der ersten oder zweiten Generation angehört. Man kann argumentieren, dass sie nicht zur ersten Generation gehört, da sie gegen diese kämpft. Ildi soll den Glauben und die Traditionen ihrer Eltern respektieren, aber sie interessiert sich nicht dafür. Die Protagonistin möchte lieber über ihr eigenes Schicksal entscheiden. In dem folgenden Zitat kann man sehen, dass Ildi ihr Studium selbst auswählt. Was sie interessiert, „ist Geschichte, die Geschichte der Neuzeit und Schweizer Geschichte“ (Abonji 98). Aber ihr Vater ist gegen dieses Studium und er versucht sie davon zu überzeugen, ein ‚sinnvolles‘ und ‚nützliches‘ Studium zu wählen, wie zum Beispiel Jura, weil der Beruf des Rechtsanwalts laut ihrem Vater ein „Beruf schwarz-auf-weiß“ ist, „das brauchen die Menschen immer, weil sie immer streiten, und dann verdienst du viel Geld und kutschierst mich in einer Limousine durch die Welt“ (98). Aber Ildi interessiert sich nicht dafür, ökonomisch erfolgreich zu sein. Das war der Traum ihrer Eltern, nicht ihrer. Stattdessen studiert sie trotz den Wünschen der Eltern Schweizer Geschichte.<sup>9</sup>

Es sollte auch nicht unerwähnt bleiben, dass junge Mädchen wie Ildi nicht unbedingt innerhalb ihrer ethnischen Gruppe heiraten wollen. Nach der Tradition wünschen sich die Väter einen Mann aus der eigenen Minderheitsgruppe:

[D]er ideale Mann ist ein Ungar, am allerbesten ein vajdasági magyar, ein Vojvodiner Ungar, dem man Geschichte nicht erst erklären muss, der weiß, was es heißt, einer Minderheit anzugehören, und weil er das weiß, ist er auch

---

<sup>9</sup> Wie Wischmann argumentiert, kann dies als ihr Versuch gedeutet werden, zu beweisen, dass sie dem Bildungsideal der Schweizer Gesellschaft entspricht. Aber obwohl sie das tut, wollen es die Schweizer nicht wahrhaben, dass eine ‚Fremde‘ wie Ildi tatsächlich etwas von Schweizer Geschichte verstehen könnte (Wischmann 77-78). Sie kann hier nicht gewinnen.

ausgewandert, in die Schweiz, ein Vojvodiner Ungar, der erfolgreich ist in der Schweiz, einen richtigen Beruf hat. (204)

In diesem Zitat beschreibt Abonji, dass die Ethnie und Zugehörigkeit zur Minderheit für die Generation der Eltern sehr wichtig sein können. Das steht nicht im Widerspruch mit der Auswanderung, da es genau diese Minderheiten Identität war, die der Grund für die Auswanderung war. Für Ildi ist dies jedoch irrelevant – sie hat sich stattdessen in einen serbischen arbeitslosen Flüchtling aus Kroatien verliebt, der jedoch wieder nach Kroatien zurückkehrt (203). Obwohl er auch weiß, was es heißt, einer Minderheit anzugehören, kommt er natürlich für ihre Eltern nicht aus der ‚richtigen‘ Minderheit. Ildi ist in der Schweiz mit einer anderen Kultur aufgewachsen. Sie ist müde und möchte nicht mehr im Café Mondial bei ihren Eltern arbeiten. Das heißt aber nicht, dass sie sich zwischen den zwei Kulturen zerrissen fühlt – sie tut stattdessen einfach genau das, was sie will.

Ildi lehnt sowohl die Kultur ihrer Eltern als auch die der Schweiz ab. Als Ildi das Café und Haus ihrer Eltern verlässt, geschieht dies vor allem daher, weil sie sich dagegen wehrt, die gleichen Opfer wie ihre Eltern zu bringen, um in der Schweiz akzeptiert zu werden. Sie hat kein Interesse daran, um jeden Preis zu etwas zu gehören, was im Kern rassistisch ist. Im letzten Kapitel verlässt Ildi das Café Mondial, nachdem dieser Rassismus in der Herrentoilette des Mondial ausgelebt wird. Jemand hat sich dort auf den Boden entleert und mit Exkrementen “Schissusländer“ an die Wand geschrieben:

[I]ch habe noch nie genauer darüber nachgedacht, was an dieser Anständigkeit [der Kunden im Mondial] ... wirklich bedrohlich ist, aber jetzt, wo ich nichts

fühle, aber [Exkrement] putzend denke, verstehe ich, dass das Nette, Wohlanständige, Kontrollierte, Höfliche eine Maske ist, und zwar eine undurchdringliche: sie hat den nicht einzuholenden Vorteil, dass man jemandem die Maskenhaftigkeit nicht vorwerfen kann [...], kein Durchgedrehter, Abnormaler, unberechenbarer Freak hat seine eigene Scheisse in die Hand genommen und sie an unsere Klowand geschmiert, sondern ein kultivierter Mensch. (283)

Rassismen sind für Ildi in der Schweiz nahezu allgegenwärtig. Dies ist vor allem der Fall, weil der Rassismus der Mitbewohner zum größten Teil subtil, heimlich oder anonym ist. Nach Anke Wischmann ist dieser Roman daher eine Gegenerzählung und hinterfragt und klagt gegebene Strukturen und Praktiken in der Schweiz an (Wischmann 72). Wie Wischmann argumentiert, ist die Gegenerzählung (*counter-narrative*) eine Methode der Critical Race Studies (CRT) und zeigt, dass:

[...] gegenwärtige Gesellschaften rassistisch strukturiert sind und sich dies nicht mehr vorwiegend an einer offenen, expliziten Unterdrückung rassialisierter Anderer zeigt, sondern darin, dass gegebene Strukturen bestimmte Bevölkerungsgruppen systematisch diskriminieren und gleichzeitig andere privilegieren. (72)

Wie Wischmann argumentiert, macht dieser Angriff für Ildi endgültig deutlich, „dass die Strategie ihrer Eltern, sich dem meritokratischen Prinzip zu unterwerfen und die rassistischen Ressentiments und Diskriminierungen so gut es geht zu ignorieren, gescheitert ist“ (75). Daher zieht sie nach diesem Vorfall allein nach Zürich.

Dieser Umzug ist für ihre Eltern schwer zu akzeptieren und macht ihre Eltern zutiefst traurig:

Vater hat den Kopf geschüttelt, hat die Kartonschachteln mit ungläubigen Augen angefasst, mich angeschaut, wir haben doch genügend Platz hier bei uns, hat er leise gesagt, und er kam mir so klein vor, Vater, mit seinen geröteten Augen, aber ich habe auch geweint, wir alle; und Vater wollte ständig ein Foto von mir machen, ich, dann ich und Nomi, ich mit meinen Kinderzeichnungen, ich mit meinen Möbeln, die ich, ausser das Bett, nicht mitnehmen wollte. Was sollen denn die Möbel ohne dich, hat Mutter gesagt. (Abonji 308)

Ildi und ihre Schwester versuchen, die Eltern davon zu überzeugen, dass das ‚normal‘ ist: „Hier in der Schweiz ist das normal, das Ausziehen, alle ziehen hier früh aus [...] haben Nomi und ich immer wieder unseren Eltern zu erklären versucht, auf Deutsch und Ungarisch“(309). Die Schwestern sind in der Schweizer Kultur erwachsen geworden und möchten wie andere schweizer Jugendliche ihre Unabhängigkeit und Freiheit besitzen. Aber die Eltern machen sich über Ildis Entscheidung Sorgen. Sie können es nicht akzeptieren, dass eine unverheiratete Frau alles für ihre Unabhängigkeit aufgeben möchte: „es würde ausbleiben, das Verständnis von Mutter und Vater, dass man unverheiratet auszieht, es vorzieht, in einem ‚Loch‘ zu wohnen, wo man doch die Möglichkeit hat, an einem Ort zu leben, wo alles da ist “ (309). Es bleibt unverständlich für die Eltern, weil sie sich in all diesen Jahren bemüht haben, ein besseres Leben für ihre Kinder aufzubauen, was die Kinder jetzt nicht schätzen.

Ildis Eltern sind immer noch fest an die Wertvorstellungen ihrer Kultur gebunden. Sie denken an die Urteile von ihren Verwandten und Freunden. Sie glauben,

dass sie nicht genug für ihre Kinder gemacht haben und empfinden es als ein persönliches Versagen, „eine tiefe Scham, . . . was würden unsere Verwandten dazu sagen? In ihren Augen konnte ich lesen, dass mein persönlicher Aufbruch für sie die Abkehr von der Familie bedeutete, und dafür fühlten sie sich verantwortlich, nicht nur ein bisschen, sondern ganz“ (309). Ildi kann das verstehen und erinnert sich an Mamikas Ratschlag: „(Mamika, die mir ins Ohr flüstert, denk eine Sache nicht von dir aus, sondern von allen möglichen Seiten)“ (309). Aber dieses Verständnis kann zwischen den verschiedenen Welt- und Wertevorstellung genauso wenig vermitteln wie die gemeinsame Sprache: „[I]ch habe meine Eltern angeschaut, nochmals angesetzt, es hat wirklich nichts mit euch zu tun ... habe ich gesagt und bin verstummt, weil ich einsah, dass es keine lindernden Worte geben würde, das Wesentliche blieb unübersetzbar“ (309). Zwischen manchen kulturellen Werten kann man nicht immer übersetzen; Ildi muss damit leben, dass ihre eigenen Werte nicht mit denen ihrer Eltern vereinbar sind, egal in welcher Sprache sie miteinander reden. Wenn sie eine eigene Identität haben will, die nicht zwischen zwei Kulturen hin- und hergerissen ist wie die der von Zinggeler beschriebenen *Secondo/as*, dann muss sie ausziehen um metaphorisch „einen Ort zu haben, der mich definiert“ (Zinggeler, 190).

Am Anfang des Romans denkt Ildi noch, dass dieser Ort, der sie definiert, ihre alte Heimat und Mamika seien. Die Erzählung beginnt mit einer Reise in die Heimat und die Erzählerin hofft, wie jedes Mal, dass alles bei ihrer Ankunft gleich wie früher sein wird:

[Ich h]offe, dass alles noch so ist wie früher, weil ich, wenn ich an den Ort meiner frühen Kindheit zurückkehrte, nichts so sehr fürchte wie die Veränderung: Das Erkennen der immergleichen Gegenstände, die mich vor der

Angst schützt, als Fremde in dieser Welt dazustehen, von Mamikas Leben ausgeschlossen zu sein, ich muss so schnell es geht, zum Innenhof zurück, um meine ängstlichen Inspektionen fortzusetzen: Alles noch da? (Abonji 13)

Nach Annette Bühler-Dietrichs Meinung ist der Sinn „der Rückkehr . . . der Versuch, das Verlorene festzuhalten, sich seiner Existenz zu versichern“ (Bühler-Dietrich 3). Ildi sucht in den immer gleichen Gegenständen und dem Zimmer ihrer Großmutter nach ihren Kindheitserinnerungen, da sie sich nur dort aufgehoben und geboren gefühlt hat, noch wusste, wer sie war.

Für Ildi kann vor allem Mamika als diese frühe Heimat beschrieben werden. Denn Mamika spielt in der Kindheit die Rolle ihre verlorene Mutter. Nachdem Ildi in die Schweiz zu ihrer Mutter gezogen war, wollte sie “weg von Mutters Wunsch, mir nah zu sein“, weil sie zeigen wollte, „dass nicht sie meine Mutter war“, sondern Mamika (Abonji 276). Ihre Kindheit ist durch Mamika geprägt. Sie erlebt ihre ersten Reise in die Schweiz mit Mamika und ihrer Schwester. Als Mamika sie in die Schweiz bringt, will Ildi die Hände von Mamika nicht loslassen, da „es zwischen mir und meinen Eltern eine unaufholbare Zeit geben würde“ (272). Sie sieht ihre Mutter, die Tränen in den Augen hatte und ihren Vater, der Nomi hoch in die Luft warf, aber wegen der Distanz, die durch die lange Zeit der Trennung zwischen Ildi und ihren Eltern entstanden ist, kann sie Mamika nicht loslassen. Mamika loszulassen würde auch bedeuten, ihre Heimat loszulassen und daher heimatlos zu sein. Bühler-Dietrich argumentiert deshalb auch, dass Mamika für Ildi den „verlorenen Ort der Kindheit bewahrt“, als einen „Ort imaginärer Fülle, aus dem das Subjekt im Zuge seiner Entwicklung verstoßen wird und den es vergeblich zu restituieren sucht“ (3).

Das Kapitel *Die Liebe. Das Meer. Der Fluss* zeigt, dass Mamika einen wesentlichen Bedeutungsraum in Ildis Leben einnimmt. Am 9. November 1989 fiel die Mauer. Alle denken bei diesem Datum an den erfolgreichen Widerstand und Deutsche Einheit. Aber für Ildi ist es das Jahr, in dem Mamika stirbt und in dem der Krieg ausbrechen wird: „sicher werde ich an vieles denken, das 1989 geschah, aber in meiner Geschichte wird in diesem Jahr Mamika gestorben sein, ich werde für mehr als ein Jahrzehnt das letzte Mal in meiner Heimat gewesen sein, und meinen Vater werde ich so gesehen haben wie noch nie zuvor“ (168). Mamikas Tod verursacht ein Trauma für Ildi. Trauma kann als Nachwirkung eines Schocks einsetzten. Der Verlust und Tod sind auch eine Art Trauma und kann einen Erinnerungsverlust verursachen. “In its Greek origin ‘trauma’ means wound, a physical injury, but since Freud it has been more commonly used in relation to psychic ‘wounds’, the emotional impact that devastating events leave on the survivors” (Ludden 399). In *Tauben fliegen auf* leidet Ildi unter dem Verlust von Mamika und der Umsiedlung in die Schweiz: „[J]etzt, wo Sie [d.h. Mamika] mit dem Zug wegfuhr, war es so, wie wenn meine ganze bisherige Welt von mir wegfahren würde [...]. [I]ch habe alles, was ich geliebt habe, mit Ihrer Abreise verloren, aber als Nomi mich am Abend fragte, vermisst du sie? bist du traurig? blieb ich stumm“ (Abonji 276). Teresa Ludden erklärt, dass Trauma aus den Nachwirkungen eines Schocks oder einer Störung besteht, wenn diese so schwerwiegend ist, „that it is not registered consciously and returns to haunt the survivor through unconscious and somatic symptoms which resist assimilation into language” (Ludden 399). Ildi kann ihre Trauer über den Verlust von Mamika und ihrer Heimat nicht in Worte fassen und leidet auch unter Gedächtnisverlust:

Mamika, ich versuche mich zu erinnern, wie es war, dieses Ankommen im neuen Zuhause, [...] wie war es denn, die Tür zu öffnen und in eine völlig fremde Welt einzutreten [...]. Sooft ich mich an den ersten Tag, an die ersten Tage in der Schweiz zu erinnern versuche, es gelingt mir nicht, die Erinnerung bricht da ab, am Bahnhof, als wir am Bahnsteig standen, von Mutter und Vater abgeholt wurden (Abonji 273).

Ildi möchte sich an ihren Eintritt in die fremde Welt erinnern. Aber die Jahre sind vergangen und die persönlichen Erinnerungen sind fragmentarisch. Mit Mamikas Verlust verliert sie die Bedeutung der Heimat ihrer Kindheit, weil Mamika für sie die Verbindung zwischen allen Elementen war.

In Bühler-Dietrichs Zitat oben wird deutlich, dass die Protagonistin zuerst versucht, eine idealisierte Vergangenheit mit einer restaurativen Nostalgie wiederherzustellen. Ildi will die Zeit einfrieren, wehrt sich gegen Veränderungen, und klammert sich an eine Version der Vergangenheit, die kindlich ist. Wie meine obigen Ausführungen zu dem Begriff der Nostalgie zeigen, ist dies eine restaurative Art der Nostalgie, wo „[d]isplacement is cured by a return home“ (Boym, *The Future of Nostalgia* 45). Im Laufe des Romans und durch ihren Erinnerungsprozess muss sie jedoch lernen, dass es diese idealisierte Vergangenheit nie gegeben hat. Dies wird vor allem durch ihren Vater deutlich, der unter schlechten Erinnerungen an sein Land leidet, die Ildi und Nomi erst allmählich verstehen: „[E]rst viel später werden Nomi und ich verstehen, dass es hinter diesem ganzen Hass [auf das sozialistische Jugoslawien] eine verschwiegene Geschichte gibt, die mitten in Vaters Herz führt, die Geschichte von Papuci, dem Vater unseres Vaters“ (Abonji 68).

Im Jahr 1945 ging der Zweite Weltkrieg zu Ende. Danach kamen in Jugoslawien die Tito-Kommunisten an die Macht. Sie wollten die Bourgeois, der die Familie Kocsis angehörte, vernichten und enteignen. Papuci versteckte sich wochenlang in Mais- oder Weizenfeldern, da die Kommunisten die Männer in der Nachbarschaft verhaftet hatten. Aber schließlich haben sie ihn gefasst und in ein Arbeitslager verfrachtet. Nach einem Jahr dort kam er zurück, aber seine Familie konnte ihn nicht wiedererkennen:

Ich habe Papuci dann mehr als ein Jahr nicht mehr gesehen, und als er endlich zurückkam, habe ich ihn nicht erkannt. Ein weißhaariger, ausgehungertes, kümmerlicher Mensch klopfte an die Tür meiner Schwester, wo ich, seit Papucis Verhaftung mit den Kindern lebte. Ihr hättet euren Papuci als jungen Mann sehen sollen, seine stolze, aber nicht überhebliche Art, seine schwarzen, dichten Haare, die eher einem Tierfell ähnelten als menschlichem Haar, sein Blick, der es nie eilig hatte, der in Ruhe alles beobachtete, bevor er irgendwas tat. (259)

Er starb im Alter von 51 Jahren und alle denken, dass sein viel zu früher Tod wegen des Lagers ist: „Es war eine schreckliche, eine trostlose Beerdigung, weil wir alle wussten, dass er noch lange hätte leben können“ (260).

Diese politischen Ereignisse beeinflussen die Familie auch in der Zukunft. Nach Papucis Tod gingen Miklós und sein Bruder, Móric, immer wieder aufeinander los und es entstand eine Unversöhnlichkeit (43). Nach Papucis Tod war Móric verantwortlich für die Familie Kocsis, aber Miklós kann das nicht akzeptieren. Sie beide haben unterschiedliche Ansichten. Daher endet jede Diskussion zwischen diesen Brüdern mit einem Streit. „Onkel Móric, der nach dem frühen Tod von Großvater, von Papuci, das Familienoberhaupt war, etwas, das Vater nie akzeptieren wollte“ (76). Mamika ist auch

nicht froh über die Situation, und sie beschreibt den Mädchen, wie ihre Familie unter politischen Problemen gelitten hat: „[D]as Politische bringt Gift“ (24).

Dieses Gift wirkt sich auch auf Ildis Mutter, Rózsa, aus. Für sie war es nicht einfach, in einer Stadt zu leben, in der ihr Mann eine traurige Geschichte hat. Sie verliebt sich in Miklós und akzeptiert ihn samt seiner Vergangenheit, in der er schon einmal verheiratet war. Miklós hat seine Frau und ihr gemeinsames Kind verlassen, was zu dieser Zeit von der Gemeinschaft sehr kritisch angesehen wurde:

Miklós war der erste in der Familie, der sich hat scheiden lassen, und wisst ihr, scheiden hieß, sich mit der ganzen Gemeinschaft anlegen. Schon wieder. Und ich hätte ihn am liebsten gevierteilt, so wütend war ich auf euren Vater, vor allem deshalb, weil es nicht lange ging, da hieß es, der Miklós habe eine andere. (82)

Aufgrund dieser Probleme mit dem jugoslawischen Staat, der Familie, und der Gemeinde, entscheiden sich Miklos und Rózsa für die Auswanderung in die Schweiz: „Miklós und Rózsa wollten neu anfangen, und an einem neuen Ort geht das sicher einfacher“ (82). Die Geschichte der Auswanderung der Eltern zeigt daher, dass das Leben vor der Auswanderung keine idyllische Zeit war – das war sie nur in den Augen von dem Kind, das Ildi damals war.

Aber auch das neue Leben in der Schweiz ist nicht einfach. Rózsa und Miklós haben beide viele Schwierigkeiten auf ihrem Weg. Anfangs leben sie in einem Haus mit anderen Leuten in der gleichen Situation und waren illegal beschäftigt. Nach fünf Jahren hat Rózsa dann die Wirtfachschnule geschafft. Daher kann die Familie Kocsis 1993 am Bahnhof Café Mondial eröffnen und führen. Nach all den Schwierigkeiten in

Jugoslawien und in den ersten Jahren in der Schweiz ist dieses Café das Ziel und der Stolz ihrer Eltern. Als ihre Mutter endlich hinter ihrem eigenen Buffet steht, sehen Ildi und Nomi, dass sie jetzt glücklich ist: „Jetzt sieht Mami viel jünger aus, sagt Nomi zu mir, ja, stimmt, und über die Kaffeemaschine hinweg sehe ich in Mutters Gesicht, ihre leicht geröteten Wangen, wie sie sich abwechselnd zu Frau Köchli und Frau Freuler hindrehen“ (57). Für Rózsa ist Café Mondial die neue Heimat, wo sie sich sicher fühlt, wo Ildi sie sich „frei und unangreifbar vorstell[t] in ihrem stolzen Glück“ (50). Wie geplant, ist diese neue Heimat aber für die ganzen Familie bestimmt. Alle müssen mithelfen: „Vater, der kochen wird. Mutter, die backen und den ganzen Bürokratismus erledigen wird. Nomi, die je nachdem im Buffet oder im Service arbeiten wird. Und ich, die an meinen studienfreien Tagen aushelfen wird“ (45). Obwohl das neue Leben in der Schweiz für die Eltern nicht einfach war und ist, so sind sie doch beide sehr stolz auf das, was sie dort haben. Immer wenn der Vater für einen Besuch in seine Heimatstadt zurückkehrt, bezeichnet er die Schweiz als einen sehr ordentlichen und geregelten Ort und wird seine Entscheidung nie bereuen.

Jürgen Barkhoff definiert Heimat als ein Heimatgefühl. Heimweh ist die schmerzliche Trennung von der heimatlichen Nestwärme und der uterusähnlichen Geborgenheit und Sicherheit. Heimat kann durch die die Erinnerungen an Vergangenes und Verlorenes, sogar auch durch die Sehnsucht nach Zugehörigkeiten, die vergangen oder verloren ist, gebildet werden (Barkhoff 12). Für Rózsa und Miklós war ihr Geburtsort keine sichere Heimat. Sie hatten sich sehr bemüht, um diese Stelle in der Schweiz zu erreichen und wollen nie wieder zurück: “Sie hätten Angst gehabt, in die Vojvodina zurückzukehren mit fast nichts, wieder von neuem anzufangen, zurück in diese jugoslawische Wüste, sagte Vater, zu diesen idiotischen Titoisten!“ (Abonji 101).

Obwohl Ildi mit Mamika andere, positive Erinnerungen an ihr Leben in Jugoslawien hat, gibt auch sie im Laufe des Romans jede Art von restaurativer Nostalgie auf. Das passiert nicht nur, weil Mamika 1989 stirbt und Ildi daher nicht mehr zu ihr zurückkönnte. Es passiert vor allem auch, weil zu der gleichen Zeit die Kriege im ehemaligen Jugoslawien ausbrechen. Diese Kriege zeigen vor allem die Gefahren der restaurativen Nostalgie, da im ehemaligen Jugoslawien Vorstellungen einer territorial gebundenen Heimat zu den Kriegen der 1990er Jahre geführt haben. Ildi und ihre Schwester leiden an Heimatgefühlen, sie wollen sich zugehörig fühlen. Sie werden jedoch durch die nationalistisch angefeuerten Kriege dazu gezwungen, Heimat als Ort zu hinterfragen und daher auch dazu gebracht, ihre Heimatgefühle näher zu beleuchten. Die jungen Mädchen diskutieren mit Dragana, der neuen Hilfsköchin im Café Mondial, über ethnische Konflikte und die Idee, dass doch eigentlich alle Jugoslawen sind:

Sie sei eine Bosnierin, sagt Dragana, [...]. Ildi, bosnisch, das ist eine Erinnerung, die Erinnerung an etwas Falsches, und Glorija schaut mir in die Augen, wenn wir Kroaten nicht daran geglaubt hätten, dass wir Kroaten sind, wären wir immer noch Jugoslawen. Verlierer, meinst du, [...], Dragana ist Serbin, ob sie will oder nicht, und bis heute hatte ich nichts gegen sie, aber wenn sie mein Land beleidigt, [...], dann ist es vorbei zwischen uns, Glorija, die sich in Bewegung setzt, ihre Locken zum Wippen bringt. (222)

Ildi ist nicht sicher, wer in diesem Krieg schuldig ist und warum die Leute mit unterschiedlichen ethnischen Hintergründen einander die Schuld geben:

Und ich, die nicht weiss, was sie sagen soll, überall behaupten sie, wir Serben sind schuld, und Dragana presst meine Wangen zwischen ihre Hände, die im

Fernsehen *könnd mir verbelle, was Wand* (sic), die haben doch keine Ahnung, was da los ist, alle sind schuld, Ildi, die Serben schiessen von den Bergen, Izetbegovic opfert seine Menschen, damit er sagen kann, die Muslime sind Opfer und die Serben schuld an allem, und die Kroaten verbünden sich mit den Serben, wenn es ihnen gerade passt. (151)

Und sie erzählt Ildi weiter, dass der Hass zwischen den verschiedenen Ethnien von oben diktiert, wird:

Ich schwöre dir, die machen mit uns, was sie wollen, erzählen uns, dass wir uns schon immer gehasst haben, die Serben, Kroaten und Muslime, ja, das würde ich gern glauben, glaubt ja niemand, der Herz hat, wir sind alle Bosnier, glaubsch (sic) mir? Alle ihre Verwandten, die sich immer als Bosnier gefühlt hätten, so Dragana, werden jetzt als bosnische Serben bezeichnet, ihre Stadt, die sie lieben, die von Serben belagert wird, von Serben und Kroaten und Muslimen beschossen wird. (156)

Hier kommt die restaurative Nostalgie ins Spiel. Sie revidiert die Vergangenheit. Die Vergangenheit von den Leuten, die einmal alle zu einem Land gehörten, während es jetzt nur Hass zwischen ihnen gibt.

Wenn Ildi von ihren Eltern auszieht und das Café Mondial verlässt, heißt das also nicht, dass sie sich einfach von der Vergangenheit und der Kultur ihrer Eltern lossagt. Es heißt auch nicht, dass sie sich für die Schweiz als Heimat entscheidet. Eher weist sie alle Ideen einer territorial definierten Heimat zurück. Sie sieht, dass ihre Eltern sich in einem Café eine Heimat erarbeitet haben, auch wenn es nicht die ihre ist. Sie sieht auch genauso, dass die ‚alte‘ Heimat noch nie so idyllisch war, wie sie dachte, und

es jetzt mit den Kriegen auf keinen Fall mehr ist. Im Gegenteil: Die Kriege zeigen, was passieren kann, wenn man Heimat als einen Ort definiert. Anstatt nach einer Heimat im ehemaligen Jugoslawien oder in der Schweiz zu suchen, die beide von Rassismus und Ausgrenzung geprägt sind, findet sie Frieden in einem selbstbestimmten Leben:

[I]ch habe mich gefragt, was ich an dieser Stadt liebe, ein paar Orte, die in keinem Reiseführer vorkommen, ein Tramdepot, eine Allee mit riesigen Platanen, eine nackte Frauenstatue, die mitten auf einer kleinen Wiese steht, ein paar Ramschgeschäfte, die ich regelmäßig mit Nomi aufsuche, die öffentlichen Verkehrsmittel, mit denen man überall und pünktlich hinkommt, und erst kürzlich ist mir aufgefallen, dass Städte für mich als Ganzes nie existieren, sondern dass sie zerfallen, in winzige Orte, die ich mag.(195)

Ihre Stadt gleicht einer ‚mental map‘. Sylvain Dernas, François Johany und Sylvie Lardon definieren eine ‚mental map‘ als die subjektive Realität eines Raums:

Space is an active construction by the subject that is mediated by the meanings conferred on a space, the subject's goals, and the social rules governing that space. It is the individuals who give meaning to this space, endowing it with their own personal experiences and events from their collective history. (Dernas et al. 3)

Ildi sucht nach einem Ort, der sie definiert, aber macht sich dann selbst einen Ort, den sie sich selbst definiert. Die Stadt ist ihre Stadt, nicht die Stadt der Touristenführer. Diese Stadt besteht aus Fragmenten, einzelnen Orten, die sich nicht zu einem großen und ganzen zusammenfügen lassen. Ihre Heimat ist ihre Fähigkeit, die Orte mit der Tram beliebig zu wechseln, dahin zu gehen, wo sie mit Menschen, die sie gern hat, zusammen ist. Wenn sie also am Ende noch Nostalgie für ihre Heimat hat, dann ist es

eine reflektive Nostalgie. Wie Boym schreibt, ist diese Nostalgie „oriented towards an individual narrative that savours details; [...] reflective nostalgia cherishes shattered fragments” (Boym, *The Future of Nostalgia* 49).

## **Kapitel VI: *Elefanten im Garten***

In diesem Kapitel schreibe ich über die Schriftstellerin Meral Kureyshi und ihren Roman *Elefanten im Garten*. Meral Kureyshi wurde 1983 im multiethnischen und multilingualen Prizren im heutigen Kosovo in eine muslimische türkische Familie geboren. 1992, als Kureyshi zehn Jahre alt war, flüchtete ihre Familie aufgrund der Balkankriege aus dem Kosovo in die Schweiz. Deutsch und Türkisch sind beides ihre Muttersprachen. *Elefanten im Garten* ist ihr erster Roman, für den sie für den Schweizer Buchpreis 2015 nominiert und mit dem Berner Literaturpreis 2016 ausgezeichnet wurde. In diesem Roman verarbeitet die namenlose Ich-Erzählerin den Tod ihres geliebten Vaters, das Erblinden der Mutter, und die bedrückende Geschichte ihrer Familie, die jahrzehntelang als Flüchtlinge und ohne Arbeitserlaubnis in der Schweiz leben musste. Die Erzählerin lebt immer mit ihren Gefühlen und Erinnerungen. Der Verlust der Heimat in der frühen Kindheit, Integrationshürden, Schweizer Fremdenfeindlichkeit, und Identitätssuche können als die wichtigsten Themen dieses Romans genannt werden. Ihr zweiter Roman, *Fünf Jahreszeiten*, der mit dem Literaturpreis ‚Das zweite Buch‘ ausgezeichnet wurde und im Herbst 2020 erschien, handelt zwar wieder vom Tod des Vaters und einer schwierigen Beziehung zur Mutter, wendet sich dabei aber vom Migrationsthema des ersten Romans ab.

In *Elefanten im Garten* erzählt die namenlose Protagonistin die Geschichte einer Familie in der Schweiz. Sie flüchtete vor dem Krieg im Kosovo in die Schweiz. Die Ich-Erzählerin erzählt im Buch von den Schwierigkeiten ihrer Familie als Asylsuchenden in der Schweiz und erzählt, wie sie und ihre Familie fast 12 Jahre lang nur mit einer grundsätzlichen Aufenthaltsgenehmigung lebte. Die Familie lebt immer mit der Angst vor der Ausweisung aus der Schweiz und es dauert Jahre, bis sie sicher

sind, dass sie bleiben dürfen. Die Erzählerin definiert den Begriff des Asylsuchenden in der Schweiz folgendermaßen:

Asylsuchende sind Personen, die in der Schweiz ein Asylgesuch gestellt haben und im Asylverfahren stehen. Während des Asylverfahrens haben sie grundsätzlich ein Anwesenheitsrecht in der Schweiz. Grundsätzlich werden die Ausländerausweise von Asylsuchenden für längstens sechs Monate, jedoch maximal bis zur angesetzten Ausreisefrist, ausgestellt. Dieses Asylverfahren dauerte in unserem Fall dreizehn Jahre. Dreizehn Jahre die Schweiz nicht verlassen. Dreizehn Jahre keine legale Arbeit. Dreizehn Jahre Angst, ausgeschafft zu werden. Nach dreizehn Jahren war ich eine Frau geworden und meine Großeltern tot. (Kureyshi 56-7)

Asylsuchende zu sein sperrt ihre Familie in einem Land ein, das sie nicht haben will, wo sie in ständiger Angst vor der Abschiebung lebt, und sich nicht selbst versorgen kann. Da die Familienmitglieder auch nicht ausreisen dürfen, verlieren sie dazu auch noch ihre Verbindung zu ihrem früheren Zuhause. Hinzu kommt, dass die Erzählerin auch ihre Kindheit an diese Zeit des Wartens verliert.

Für den Vater bedeutet die Schweiz jedoch vor allem einen sicheren Zufluchtsort vor dem Krieg und ein Land, in dem er seinen Träumen folgen will. Nachdem er bereits aus dem Kosovo ausgereist ist, fragt er seine Familie in einem Brief, ihm zu vertrauen. Wie die Ich-Erzählerin nach seinem Tod schreibt: „Fünfzehn Jahre sind seither vergangen. Darin [d.h. in dem Brief] steht, dass du in die Schweiz einreisen willst, du bittest uns, dir zu folgen, dir zu vertrauen“ (7). Die Familie ist daraufhin mit positiven Gedanken und mit dem Wunsch auf ein besseres Leben in die Schweiz

ausgewandert. Sie denken: "In der Schweiz ist man glücklich" (136). Sogar der Vater hat in seinem Tagebuch geschrieben, dass er sehr glücklich war, da er in die Schweiz kommen konnte. "Ich war so glücklich, in die Schweiz zu kommen. Ich wusste, in der Schweiz würde alles besser. Als ich in Zürich ausstieg, küsste ich den Boden" (25). Aber die Familie hat es nach der Übersiedlung in die Schweiz nicht einfach und die Eltern dürfen lange Zeit nicht arbeiten. Auch nach dem Tod des Vaters hat die Familie noch Schwierigkeiten. „Fünf Jahre lang haben wir eine Wohnung gesucht. Am Stadtrand von Bern haben wir nach deinem Tod eine Wohnung in einem Hochhaus, in dem siebenundzwanzig ausländische und drei Schweizer Familien leben, gefunden“ (6). Obwohl sie zu diesem Zeitpunkt schon lange in der Schweiz leben und die Kinder die Sprache fließend beherrschen, bleiben sie in den Augen der Schweizer ‚Ausländer‘ und werden daher buchstäblich am Rand der Mehrheitsgesellschaft angesiedelt.

Aufgrund der schrecklichen Lebensumstände in der Schweiz hat die Ich-Erzählerin keine gute Beziehung zu ihrer Mutter, die oft weint: „Am liebsten mag ich Anne lachend und tanzend. Meistens mag ich sie nicht besonders!“ (90). Die Mutter ist erblindet und hat eine passive Rolle in der Erzählung. Wie Beatrice Sandberg ausführt, hat sie eine „unselbständige Rolle in der neuen Umgebung“ und leidet unter der Entfremdung zwischen ihr und den andern, die sich integrieren und die Sprache lernen, was sie nicht tut (Sandberg 177). Die Mutter ist somit metaphorisch blind gegenüber ihrem Leben in der Schweiz, da sie nach so vielen Jahren in der Schweiz die deutsche Sprache und ihr neues Leben immer noch nicht akzeptieren kann.

Da die Mutter blind und zutiefst unglücklich ist, ist die Ich-Erzählerin mehr Mutter für ihre kleine Schwester als ihre Mutter, was ihr zusätzlich ihr eigene Jugend nimmt. Allgemein fühlt sich die Ich-Erzählerin ihrer Kindheit durch den Krieg und den

Verlust ihrer Heimat beraubt. „Ich war klein, doch groß genug, um nicht mehr klein sein zu dürfen“ (Kureyshi 21). Da dieser Satz allein auf einer Seite im Buch steht, wird seine Wichtigkeit für die Erzählerin hervorgehoben. Wie für Ildi in *Tauben fliegen auf* war der Verlust der Heimat für sie traumatisch. Sie war zu alt, um nichts mitzubekommen und um die neuen Lebensumstände einfach zu akzeptieren, aber sie war noch zu jung, um selbst Handlungsfähigkeit zu haben und war daher zur Passivität gezwungen: „Ich wurde aus meinem Leben genommen. Ich wurde in ein anderes Leben fallen gelassen. Wäre mir meine Kindheit nicht genommen worden, wäre ich ganzer, als ich heute halb bin?“ (136). Aufgrund dieses Verlusts ihrer Kindheit und der Erfahrungen als Fremde in der Schweiz, erfährt sie eine Identitätskrise. Als ihr Vater dann unerwartet stirbt, verliert sie ihren letzten Halt.

Noch stärker als *Tauben fliegen auf* handelt dieser Roman von Verlusten, wie dem Verlassen der Heimat, dem Erblinden der Mutter, dem Verlust einer unbeschwerten Kindheit und Jugend, und am wichtigsten, dem Tod des Vaters. Sandberg bezeichnet den Roman als eine Autobiografie und eine Migrationsgeschichte. Kindheit, Migration, Erfahrungen von Fremdheit, Verlust und Integration sind für sie die Hauptthemen des Romans. In einem Interview mit *Migros Magazin* erzählt Meral Kureyshi, dass der Roman viele Gemeinsamkeiten mit ihrem eigenen Leben hat (Leuenberger 16). Sie erwähnt auch, dass der Tod ihres Vaters „der Grund für das Buch“ war (16). Sandberg betont ein paar Eckdaten aus Kureyshis Biografie: „Ankunft in Bern mit knapp 10 Jahren, dort Schulgang, Wiederholung der 3. Klasse aus sprachlichen Gründen, ein im ersten Anlauf verwehrt Übertritt in die Sekundarschule“ (Sandberg 167). Nach Sandbergs Einschätzung könnte man den Roman daher als geradezu repräsentativ für die Secondo/a Literatur lesen: „Ausgehend von der Situation

der Autorin zu Beginn der Beschäftigung mit ihrer eigenen Biografie haben wir es in erster Linie zu tun mit einer Erkundung der Grenzen der eigenen Identität zwischen zwei Lebenswelten: der Kindheit und der Erwachsenenwelt und dem Erlebnis zweier unterschiedlicher Kulturen“ (170). Doch man kann den Roman nicht nur autobiographisch lesen. Es ist ein Roman, der vor allem von den Erinnerungen der Erzählerin und ihres Vaters – die Erzählerin liest nach seinem unerwarteten Tod sein Tagebuch – handelt. Die Autorin betont in ihrem Interview mit *Migros*, dass Erinnerungen keine Wahrheiten sind. Wie sie sagt: „Auch wenn ich von gestern erzähle, ist es nicht die Wahrheit, weil ich nur einen Teil davon erzähle. Es ist quasi immer gelogen“ (Leuenberger 16). Der Roman sollte daher auch als ein Kommentar zur Rolle der Erinnerung und der Fiktion und nicht nur als Autobiografie gelesen werden. Wie *Tauben fliegen auf* ist auch dieser Roman ein Erinnerungsroman, in dem die Protagonistin durch einen Erinnerungsprozess zu sich selbst findet.

Die zentrale Rolle der Erinnerung wird auch im Romanaufbau deutlich, wenn man die verschiedenen Zeitebenen näher untersucht: In der erzählten Gegenwart lebt die Ich-Erzählerin als junge Erwachsene mit ihrer Mutter und als Studentin in dem Jahr nach dem Tod ihres Vaters in der Schweiz. Ansonsten besteht der Roman hauptsächlich aus Rückblenden auf ihre Kindheit im Kosovo, auf ihre Kindheit in der Schweiz, auf die Zeit vor dem Tod ihres Vaters, und aus Rückblenden auf die Beerdigung ihres Vaters in Prizren. Im Roman kehrt die Ich-Erzählerin konstant zu überwiegend schmerzhaften Erinnerungen an ihre Kindheit in der Schweiz zurück, wo sie von den anderen Kindern auch noch nach Jahren als Fremde behandelt wird. Zum Beispiel erinnert sie sich daran, wie sie zufällig herausgefunden hat, dass sie nicht zum Geburtstag ihrer einzigen Schweizer Freundin Sarah eingeladen wurde, für deren

Geschenk sie ihr ganzes Erspartes ausgegeben hat (Kureyshi 64). Oder sie erzählt, wie sie einen ganzen Sommer lang Französisch gelernt anstatt gespielt hat, da ihr Lehrer Herr Lang gesagt hatte, dass sie nur in die Sekundarschule übertreten könne, wenn sie Etappen sechs bis acht gelernt habe. Als sie dann nach dem Sommer alles erfolgreich gelernt hatte, wollte Herr Lang nichts davon wissen und sagte lediglich, dass die Klassen bereits zusammengestellt und keine Veränderungen mehr möglich seien (77). Ihre Kindheitserinnerungen in der Schweiz sind daher von ihren gescheiterten Versuchen, dazu zu gehören, gekennzeichnet. Sie bemüht sich, Teil der Schweizer Gesellschaft und des Schweizer Systems werden. Aber sie muss erfahren, dass dies nur für „Sarahs“ möglich ist. Lange will sie daher ‚Sarah‘ heißen: „Ich hasste meinen Namen, den sich niemand merken konnte. Wenn mich ein Fremder fragte, wie ich heiße, so antwortete ich immer ‚Sarah‘“ (65).

Im Kontrast zu diesen Kindheitserinnerungen stehen ihre Erinnerungen an ihren Vater, die meist von Verbundenheit und Wärme geprägt sind. Der Vater ist sehr wichtig für die namenlose Protagonistin und repräsentiert eine Art Heimat für sie. Sandberg argumentiert, dass „mit dem Tod des Vaters der wichtigste Halt [in ihrem Leben] wegbricht“ und sie danach auf ihrer Suche nach einer Richtung im Leben „an entscheidenden Punkten immer wieder zu ihm zurück[kehrt], [sie] lässt ihn teilhaben an ihrem Leben, spricht mit ihm, trauert um ihn“ (Sandberg 169). Der unerwartete Tod des Vaters verursacht den Verlust jeglicher verbliebenen Vertrautheit und Zugehörigkeit. Kureyshis eigener Vater starb auch plötzlich im Jahre 2006 im Alter von 46. Das ist der Ausgangspunkt dieses Erinnerungsromans. Der Roman beginnt mit den Worten: „Dein Sarg liegt in der Erde. Du wolltest in Prizren begraben werden. Seit einem Monat hülle ich jeden Freitagmorgen meine Haare in ein weißes Kopftuch und

spreche ‚Yasin‘, das Totengebet für dich“ (Kureyshi 5). Die Erzählerin hat eine enge Beziehung zu ihrem Vater und der Vater „war der Einzige, der [sie...] verstand“ (76). Da der Vater ihr Halt im Leben war, hat sie Angst, ihn nach seinem Tod zu vergessen - damit würde sie auch die Erinnerung an jegliche Geborgenheit und Vertrautheit verlieren. Sie befürchtet, dass ihr Vater zusammen mit ihren verblassenden Erinnerungen verschwinden wird: „Ich habe Angst, dass du eines Tages ganz verschwunden sein wirst“ (11). Daher redet sie auch noch nach seinem Tod mit ihm und stellt sich vor, dass er immer noch hier ist. Sie adressiert ihn im Roman in der zweiten Person und erhält auch Antworten von ihm, die sie versucht, in ihren Erinnerungen und in seinem Tagebuch zu finden.

Im Laufe des Romans erkennt sie jedoch, dass ihr Festhalten an ihrem Vater eigentlich ihre Suche nach sich selbst ist: „Ich suche dich in deinem Tagebuch, ich finde mich“ (26). Sie kann sich jedoch so lange nicht selbst finden, solange sie denkt, dass ihr Vater ihr einziger Halt ist. Dies wird im folgenden Satz deutlich: „Solange ich da bin, wirst du nicht da sein“ (137). Dieser Satz steht allein auf einer separaten Seite im Buch, was seine Wichtigkeit hervorhebt. Obwohl es nicht ganz klar ist, wer diesen Satz spricht, liegt es nahe, dass die Erzählerin diesen Satz ihrem Vater zuschreibt. Aus Liebe zu ihr würde er wollen, dass sie ihr Leben ohne ihn weiterlebt. Sie sieht sein, dass sie so lange in einem Limbus, wie ein Gespenst, leben wird, solange sie an ihrem Vater festhält.

Während sie in der Jetzt-Zeit nach Prizren reist, erinnert sie sich auch an die Worte ihres Großvaters. „Wir alle müssen einmal sterben. Die älteren Menschen zuerst, also ich und Babaanne, dann deine Eltern und erst am Ende du“ (110). Als eine natürliche kindliche Reaktion antwortet die damals noch junge Erzählerin: „Ihr dürft

nicht sterben ohne mich. Ist mir egal, wenn ich sterben muss, ihr dürft nie sterben. Nimm zurück, was du gesagt hast, nimm es sofort zurück“ (110). Als Teil ihres Trauerns um ihren Vater muss sie jedoch als Erwachsene akzeptieren, dass der Tod unausweichlich ist. Sie kann die Zeit nicht zurückdrehen, auch wenn sie sich alternative Lebensläufe ausmalt, in denen sie sich fragt „[w]as wäre aus uns geworden, wenn...“ und welche mit dem Szenario „Baba lebt“ (26-7) enden. Sie kann die Zeit nicht anhalten wie die Familienfilme, die sie sich während ihres Trauerjahres ansieht und bei denen sie immer wieder „den Pausenknopf“ drückt (138). Sie erkennt, dass sie „erstarren“ könnte, wenn das „Bild steht, flimmert“ (139).

Dieser Zustand des Erstarrens, des Limbus, des in der Vergangenheit gefangen seins, prägt jedoch nicht nur die Zeit nach dem Tod ihres Vaters. Er wird vor allem auch in Verbindung mit der Fluchtgeschichte der Familie gebracht. Genauso wie die Erzählerin nach Prizren reist, geht sie auch das „erste Mal seit fünfzehn Jahren“ zurück an die Orte ihrer Anfangszeit als Flüchtling in der Schweiz (17). Die Erzählerin trauert gleichzeitig um ihren Vater und um ihre verlorene Kindheit und die Heimat im Kosovo. Ihr Festhalten an ihrem Vater und an der früheren Heimat kann man der restaurativen Nostalgie zuordnen. Als sie als Kind mit ihrer Mutter Prizren verlässt, ist das wie ein Schnitt in ihrem Leben, als ob die Pause Taste in ihrem Film gedrückt wurde. In ihrer Erinnerung blieb Prizren dreizehn Jahre lang unverändert erhalten; trotz des Krieges und allen damit verbundenen Veränderungen bleibt sie “dreizehn Jahre unverändert in unserer Erinnerung stehen“ (Kureyshi 32). Aber natürlich verändert sich dort in ihrer Abwesenheit viel. Als sie nach dem Tod ihres Vaters zwei Wochen nach Prizren reist, hofft sie, dort sich selbst und ihre Kindheit wieder zu finden. Daher geht sie zum

Beispiel ihr altes Haus besichtigen, um in die Zeit „bevor wir in die Schweiz migrierten“ (38) zurückzukehren.

Aber nicht nur die Gebäude und Menschen dort haben sich verändert, sondern sie sich selbst auch. Als sie während ihrer Reise nach Prizren ihre alte Schule besucht, muss sie einsehen, dass das alte Jugoslawien nicht mehr existiert: „Das große Tito-Bild hängt nicht mehr an der Wand“ (40). Anstatt ‚jugoslawischen‘ Schülern gibt es jetzt Namenslisten von Schülern, die als Resultat der Balkan Kriege der 1990er Jahre „säuberlich nach ihrer [ethnischen] Zugehörigkeit getrennt“ sind (40). Versuchsweise schreibt sie ihren Namen mit Kreide an die Tafel. In einem Anflug von restaurativer Nostalgie, welche von Versuchen der „total reconstructions“ gekennzeichnet ist (Boym, *The Future of Nostalgia* 41), will sie die Zeit zurückdrehen und sich wieder in die verlorene Heimat einschreiben. Aber dann verwischt sie ihren Namen wieder „bis man nichts mehr erkennen kann“ (Kureyschi 41). Sie erkennt, dass sie im Kosovo nicht mehr zu Hause ist.

Es ist jedoch nicht nur so, dass sich nur die frühere Heimat radikal verändert hat, sondern auch sie selbst nicht mehr die Gleiche ist: „Ich komme alle paar Jahre wieder für einen Moment in ein früheres Leben, in das ich gar nicht mehr reinpasse, da ich mich umgepasst (sic) habe“ (136). Obwohl sie sich weiterhin in der Schweiz nicht wirklich angepasst hat und sich daher nicht zugehörig fühlt, hat sie sich doch so weit verändert, „umgepasst“, dass sie im Kosovo auch nicht mehr dazu passt. Sie sieht daher ein, dass der Impuls der restaurativen Nostalgiker, eine vergangene Heimat wieder herzustellen, nicht funktionieren kann. Die Jahre lassen sich weder für einen Ort noch für eine Person anhalten oder zurückdrehen.

Das heißt jedoch nicht, dass sie sich deswegen jetzt in der Schweiz beheimatet fühlt. „Jedes Mal, wenn ich da [im Kosovo] gewesen bin und wieder zurückkehre, zurück in mein gegenwärtiges Leben [in der Schweiz], wo ich mich auskenne, wo die Menschen, die da ihr erstes Leben schon gelebt haben, mich erkennen, fühle ich mich ihnen fremd“ (136). Laut Sandberg findet die Ich-Erzählerin nach dem Tod des Vaters daher fehlende Heimatgefühle im Kosovo und auch in der Schweiz, wo sie sich bis dahin nur mit ihrem Vater geborgen fühlte. Durch ihre Trauerarbeit und das sich Erinnern an die Vergangenheit lernt sie jedoch, dass sie das, was sie an ihrem Vater so geliebt hat, auch selbst ohne ihn weiterleben kann. Die Erinnerungen an ihren Vater sind nämlich von seiner Kreativität geprägt.

Sandberg weist darauf hin, dass Kureyshi mit Selbstironie auch einige der typischen Migrationsmotive, wie zum Beispiel den dicken roten Mercedes, den sich der Vater kauft, aufgreift. Obwohl er das Geld dafür nicht hat, gehört er zu seinem Traum (Sandberg 177), an dem er trotz aller Widrigkeiten festhält. Aber der Vater wird nicht unbedingt als verblendeter Träumer dargestellt, der seine Familie mit den Worten, dass in der Schweiz sogar Hunde in einem Bett schlafen würden, in der Schweiz begrüßt (Kureyshi 121). Obwohl sich der Traum vom Paradies nicht erfüllt und die Mutter es vielleicht bereut, ihrem Mann vertraut und ihm in die Schweiz gefolgt zu sein, auch wenn der Krieg ihr wenig Alternativen lässt, bleibt ihr Vater optimistisch. Er hält die Idee vom erreichten Paradies nicht nur mit dem roten Mercedes, sondern auch im Alltag der Familie aufrecht. Daher geht die Familie zum Beispiel regelmäßig einkaufen und die Tage, an denen sie Geld bekommen, feiern sie wie ein Fest (15). Die Ich-Erzählerin erinnert sich auch an weitere Ereignisse, die ihren Vater als jemanden zeigen, der sein Leben gern selbst schreibt. Er genießt daher auch die Kreativität seiner Tochter. Er mag

es, wenn sie sich schlafen stellt, damit ihr Vater sie am Ende eines Fests nach Hause trägt, obwohl er genau weiß, dass sie nur so tut, als ob:

Als ich hörte, wie Baba davon sprach, nach Hause zu gehen, stellte ich mich schlafend. Zwei Arme griffen nach mir, hoben mich hoch. Der Zitronenduft seines Rasierwassers verriet Baba. Ich hörte Anne [ihre Mutter] sagen: „Du weißt, dass sie nicht schläft, sie soll selber gehen, lass sie unter.“ Aus Babas Mund hörte ich nur leises: „Nicht so laut, mein Mädchen schläft.“ (83-4)

Da sowohl der Vater als auch die Tochter es in diesem Moment vorziehen, ihre Realität selbst zu schreiben, akzeptiert er die Lüge seiner Tochter als die bessere Wahrheit.

Sandberg argumentiert, dass der Titel des Romans bereits auf die wichtige Rolle der Fiktion hinweist. Die *Elefanten im Garten* des Titels beziehen sich auf eine Szene, in der die Ich-Erzählerin einer Schweizer Mitschülerin die folgende völlig erfundene Geschichte erzählt, um nicht davon reden zu müssen, dass ihre „Eltern nicht arbeiten durften und uns anschrien und sich jeden Tag Sorgen machten“ (103):

Wir hatten Elefanten im Garten. Der kleinste steckte seinen Kopf durch das Fenster in mein Zimmer und wollte mit Nüssen gefüttert werden. . . . Wir hatten sogar einen Löwen im Garten, der war gefährlich, er beschützte uns vor Einbrechern. Einmal hatte der Löwe meinen Großvater angegriffen, der hatte sich selbst helfen können. Tausend Kriege hatte er erlebt, da war ein Löwe nichts dagegen. Mein Großvater hatte nach diesem Angriff nur zerrissene Hosen, sonst war er ganz. (102)

Sandberg interpretiert die Rolle dieser Lügengeschichten als Verteidigungsmechanismus. Es handelt sich um “die Phantasiewelt des Kindes, das

sich gegen die neue Wirklichkeit, der es nichts entgegenzusetzen hat, zu verteidigen sucht mit Geschichten aus seiner Heimat, die nicht wahr sein können, die sich aber imponierend anhören“ (172). Darüber hinaus kann man aber auch sagen, dass diese Geschichten der Erzählerin und ihrer Familie wieder etwas von der Würde zurückgeben, die sie als Flüchtlinge verloren haben. Anstatt ständig nur in der Opferrolle zu sein, sind ihre Familienmitglieder hier starke Charaktere, Helden in ihrem eigenen Leben.

Die Erzählerin kommentiert ihre Geschichten folgendermaßen: “Ich erfand Geschichten für mein erwachsenes Ich. Geschichten, die ich mir ausgedacht hatte, als wären sie wahr. Ich wollte, dass ich in der Zukunft jene Geschichten lesen und an eine schöne Kindheit zurückdenken könnte“ (135). Sie liest diese Geschichten dann so oft, bis sie tatsächlich Teil ihrer Vergangenheit werden: „Nach einer Weile habe ich selbst an die Lügen geglaubt; ich habe die Geschichten so oft gelesen, dass sie zu meiner Vergangenheit wurden“ (135). So stellt sie sich zum Beispiel auch ganze alternative Lebensnarrative vor. In diesen nahtlosen Erzählungen dreht sie die Zeit zurück. Sie stellt sich ihre Kindheit vor, in der sie in Prizren Freunde hatte und glücklich war und stellt sich vor, mit ihrer Familie immer noch in der gleichen Stadt zu leben, wie sie dort heiratet und einen Mann und zwei Kinder hat. In ihrer Geschichte ist er Krieg vorbei und die Stadt wurde nicht viel vom Krieg betroffen; nur ein paar verbrannte Kirchen, Häuser und Menschen erinnern daran. Sie stellt sich vor, dass sie Lehrerin ist und ihr Mann ein Geschäft führt; und natürlich, dass ihr Vater noch lebt. Diese Erzählungen, die sie als Kind erzählt, sind daher der restaurativen Nostalgie zuzuordnen, welche von „the return to origins“ (Boym, “Nostalgia and Its Discontents” 13) gekennzeichnet ist (“Nostalgia and Its Discontents” 13–15). Wie Boym ausführt: “[r]estorative nostalgia

puts emphasis on nostos and proposes to rebuild the lost home” (Boym, *The Future of Nostalgia* 41).

In Laufe des Romans lernt die Erzählerin jedoch, andere Erinnerungen und andere, fragmentarische Geschichten zu schätzen, in denen es nicht um typische Vorstellungen einer idyllischen oder reibungslosen, nicht von Verlust gekennzeichneten Vergangenheit geht. Zum Beispiel kommt die oben erwähnte Szene, in der ihr Vater sie nach Hause trägt, nach einer auf den ersten Blick nostalgisch anmutenden Episode, in der sie sich an ein Fest bei ihren Großeltern erinnert. Sie erzählt davon, wie gern sie im Juni bei ihrem Dede frische Erdbeeren aß und wie sie dann zusammen „das süße, mit Kristall bestäubte Rot“ aßen (Kureyshi 83). In dieser Erinnerung vom Fest erinnert sie sich jedoch auch daran, wie schrecklich der Erdbeersaft bei Aga, den sie dort immer trinken mussten, schmeckte, und wie ihre Mutter ihr „böse“ zuschaute, bis sie „alles geschluckt“ hatte (83). Die Erinnerung an den schreckliche Erdbeersaft und das Verhalten ihrer Mutter zeigt ihr, dass sie keinen idealisierten Blick auf die eigene Kindheit haben kann, auch nicht auf die Zeit vor ihrer Ausreise aus dem Kosovo.

Als Resultat ihrer Erinnerungsreise hält sie daher nicht länger an ihren erfundenen Geschichten und an idealisierten Vorstellungen von ihrer früheren Heimat fest. Fiktion und Kreativität ist jedoch trotzdem ein wichtiger Teil ihrer Selbst(er)findung – sie erinnert und erzählt jetzt jedoch andere Geschichten. Das wird in der Szene deutlich, wenn Herr Lang, ihr ehemaliger Französisch Lehrer, der sie nicht in die Sekundarstufe aufstiegen lies, in den Buchladen kommt. In der Jetztzeit der Erzählung arbeitet die Ich-Erzählerin in einem Antiquitätenbuchladen. Einmal sieht sie ein bekanntes Gesicht, ihren Schullehrer, Herrn Lang. Er beabsichtige ihr seine

Exemplare der *Denkmäler der Schweiz* zu verkaufen, von denen er denkt, dass sie sehr wertvoll sind. Doch die Erzählerin lehnt sie ab: „Diese Bücher sind in fast jedem Schweizer Haushalt. Wir können sie leider nicht mehr ankaufen. Wenn Sie wollen, können Sie die Bücher hier lassen, und ich werde sie entsorgen“ (Kureyshi 74). Für sie haben diese Bücher keinen „Wert“, da sie Vorstellungen von einer Schweizer kollektiven Vergangenheit, zu der man gehören muss, wenn man dazu gehören will, ablehnt. Genauso wie Ildi in *Tauben fliegen auf*, Schweizer Geschichte studiert, weiß die Erzählerin am Ende, dass Ideen von einer kulturell und ethnisch homogenen Vergangenheit Konstruktion sind – sowohl in der Schweiz wie auch im Kosovo. Nach ihrem Besuch von Prizren hat sie verstanden, dass Ideen von „Heimat“ und Zugehörigkeit konstruiert sind. Anstatt restaurativer Nostalgie, „[which] does not think of itself as nostalgia, but rather as truth and tradition“, akzeptiert sie jetzt “the ambivalences of human longing and belonging and does not shy away from the contradictions of modernity. Restorative nostalgia protects the absolute truth, while reflective nostalgia calls it into doubt” (Boym 2001, XVIII). Daher erinnert sie sich nicht nur daran, wie sie von Sarah nicht zu ihrem Geburtstag eingeladen wurde, sondern auch, wie Sarah sie zu ihrem 13. Geburtstag mit einer Einladung zu einem Konzert überrascht hat (Kureyshi 65). Doch der Preis für das Dazugehören ist ihr zu hoch. Sie will nicht mehr fast sterben müssen, so wie bei der Mutprobe im Zeltlager, in das sie ging, obwohl sie es „hasste, im Zelt zu schlafen [...], in einer Gruppe zu singen und dazu in die Hände zu klatschen“ (105). Sie ging nur hin, weil sie in einen Jungen verliebt war, der „sich nicht in eine wie mich verliebt, er hatte sich in Annikas, Annas, Sarahs und Manuelas verliebt“ (105).

Stattdessen akzeptiert sie, dass eine Zugehörigkeit nicht total sein sollte, genauso wie Erinnerungen nie komplett schön sein werden, wenn sie ehrlich sind. Daher bleibt ihr am Ende nur der Duft des Zitronenrasiererwassers ihres Vaters, den sie in einem Café zufällig von einem anderen Mann aufnimmt:

Ich atme tief ein. Ich versuche, den Duft des Zitronenrasiererwassers zu speichern, damit ich ihn immer abrufen kann. Auch als der groß gewachsene Herr schon lange weg ist, gehe ich an den Tischen vorbei und atme ein, atme ein, bis nichts mehr da ist, was mich an dich erinnert. Ein Jahr ist vergangen.  
(Kureyshi 132)

Anstatt ihren Vater zurückholen zu wollen, lässt sie ihn endlich gehen. Sie kann immer noch in ihre Vergangenheit zurückkehren, aber dieses Mal kann sie die Erinnerungen kontrollieren, sie wird nicht darin gefroren. Sie praktiziert daher jetzt eine reflektive Nostalgie: „The rhetoric of reflective nostalgia is about taking time out of time and about grasping the fleeting present” (Boym, “Nostalgia and Its Discontents” 13–15). Nachdem sie die Hoffnung nach einer Rückkehr, die es nicht geben kann, aufgibt und den Tod ihres Vaters akzeptiert, kann sie Geschichten für ihre Zukunft erfinden:

Ich werde mich in den Mann verlieben, der eine schräg sitzende Brille tragen wird, hinter der sich die blauen Augen verstecken werden. Er wird sein Kleingeld überall liegen lassen, mich zeichnen, mir am dritten Tag im Zug seine Liebe gestehen. Er wird mich küssen. Du wirst ihn nicht kennenlernen.  
(Kureyshi 108)

Anstatt weiterhin Opfer zu sein, ist sie in einer Schweiz angekommen, die sie sich selbst entwirft, in welcher die Denkmäler der Schweiz wertlos sind. Als ihr ehemaliger Lehrer

verlangt, „mit der verantwortlichen, einer qualifizierten Person“ zu sprechen, erklärt sie ihm, dass sie „diese Person sei“ (74). Sie arbeitet in dem Laden, bis er zumachen muss, da der Besitzer ihr gesagt hat: „In jedem anderen Laden ist der Kunde König, in diesem Laden sind wir die Könige“ (74). Mit den letzten Worten des Romans, „Es war einmal, es war keinmal“ (140) erkennt die Ich-Erzählerin an, dass die Geschichten, die wir uns erzählen, weder ganze Wahrheiten noch Lügen sind. Die Geschichten, die wir schreiben, sind hilfreich oder nicht hilfreich, akzeptieren oder töten, schließen aus oder ein, lassen die anderen dazu gehören oder grenzen sie aus. Leslie Adelson argumentiert daher, dass sich jemand, der „nach Spuren der Heimat in zeitgenössischer kultureller Produktion fahndet“, sich „der falschen Fährte“ befindet – „kreatives Denken ist nicht durch geografische oder politische Grenzen beschränkt“ (Adelson 40).

## Fazit

In dieser Arbeit analysierte ich das Konzept der Heimat und des Zugehörens aus Sicht von zwei Schweizer Autorinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien mit Hilfe der Theorien von Svetlana Boym (Nostalgie), Leslie Adelson (Dazwischen), und Margit Zinggeler (Secondo/a Literatur). Ich bin der Frage nachgegangen, ob die Hauptfiguren in den Romanen *Tauben fliegen auf* und *Elefanten im Garten* sich in der Schweiz und der vorherigen Heimat im ehemaligen Jugoslawien heimisch fühlen können und ob diese Heimat mit einer restaurativen oder reflektiven Nostalgie in Verbindung gebracht wird. Wie oben ausgeführt spielen beide Arten der Nostalgie in den Versuchen der Protagonistinnen, ein Zugehörigkeitsgefühl zu erlangen, eine Rolle. Aber am Ende dieser Romane, die daher beide auch als Bildungsromane gelesen werden könnten, haben die Protagonistinnen anhand ihrer Erinnerungsreisen gelernt, dass ortsgebundene Ideen von Heimat, die mit der restaurativen Nostalgie einhergehen, oft ausgrenzend und sogar tödlich sein können.

Wie im dritten Kapitel dieser Arbeit gezeigt wurde, ist "Heimat" ein schwieriger Begriff. Nach Maja Soboleva ist Heimat ein Bedürfnis wie Atmen, Essen, Denken oder Fühlen. Axel Goodbody zeigt, dass Heimat oft als ein Ort oder eine Gemeinschaft, in der man sich leicht zurechtfinden und wiedererkennen kann, definiert wird. Aber Heimat im Sinne von einem Gefühl der Zugehörigkeit begrenzt sich nicht auf Faktoren wie Herkunft, Muttersprache, Wohnort, Familie, Schule, Gemeinschaft, oder Nationalität. In den hier ausgewählten Romanen geht es nicht um ein Wiedererkennen, um eine Rückkehr und Rekonstruktion, sondern um eine Selbst(er)findung und die Zukunft. Heimatgefühle im herkömmlichen Sinn werden als nostalgisch im negativen Sinn bewertet.

Beide Romane assoziieren die Suche nach einer orts- und gemeinschaftsgebundenen Heimat eher mit einem kindlichen Festhalten an einer sicheren Vergangenheit, die als solche nie existiert hat. Sowohl Peter Blickle als auch Albin Nees haben auf die Verbindung zwischen Heimat und Kindheit hingewiesen, welche von den hier besprochenen Autorinnen am Ende jedoch zurückgewiesen wird. Weder die Kindheit noch die in ihre erfahrene scheinbar bedingungslose Zugehörigkeit haben im Erwachsenenleben Bestand, wie die Protagonistinnen auf ihren Erinnerungsreisen erkennen müssen. In beiden Geschichten fangen die Erzählerinnen eine Suche nach sich selbst in ihren Erinnerungen an, nachdem ihre geliebte Person (Mamika für Ildi und der Vater für die Ich-Erzählerin in *Elefanten*) stirbt. Beide Protagonistinnen müssen ihre alten Vorstellungen von, und Erinnerungen an, ihre idealisierten Heimaten jedoch hinterfragen, da sie auf ihren Erinnerungsreisen einsehen, dass diese ‚Heimaten‘ noch nie so existiert haben. Das zeigen vor allem auch die Kriege der 1990er Jahre: Die ethnischen Konflikte, die am Ende Jugoslawiens wieder aufblühen, zeigen, dass alle Ideen von Zugehörigkeit geschichtlich geprägt und daher wandelbar sind. Die ‚alte Heimat‘ bleibt nicht einfach gefroren in der Zeit stehen.

Eher erscheint Heimat in den Romanen ähnlich der Auffassung Maja Sobelevas und Klaus Kufelds als ein nicht-Ort, ein „Noch-Nirgends“ und ein „Noch-Nicht“ und daher als ein Ort, an dem noch nie niemand war. Anstatt um jeden Preis zu einem Kollektiv gehören zu wollen, entscheiden sich beide Protagonistinnen, ihren eigenen Weg zu gehen. Dieser Weg ist weder von der alten Heimat und den Eltern, noch von der Schweizer Mehrheitskultur bestimmt. Sie fühlen sich nicht zwischen diesen zwei Kulturen zerrissen und bleiben nicht auf einer Brücke im Dazwischen stehen. Statt Ideen von einer Heimat, die an einen Ort, an Traditionen, und eine bestimmte Idee von

Kultur gebunden ist, finden die Protagonistinnen ihre Heimat dort, wo sie sich selbst erfinden und kreativ er-schreiben können. Heimat wird hier der Ort, den man sich selbst durch seine eigenen Geschichten macht. Daher sind auch diese beiden Romane eine Art Heimat im Sinne einer Schwelle. Durch ihre Romane schreiben sich Kureyshi und Abonji in die Schweizer Literatur- und Kulturlandschaft ein und verändern diese dadurch, machen sie sich zu eigen. Schweizer Literatur ist heute Secondo/a Literatur, und Secondo/a Literatur ist Schweizer Literatur.

## Literaturverzeichnis

Abonji, Melinda Nadj. *Tauben fliegen auf: Roman*. 6th ed., dtv, 2017.

Adelson, Leslie. "Against Between- Ein Manifest gegen das Dazwischen." *Literatur und Migration*, edited by Heinz Ludwig Arnold, Edition Text + Kritik, 2006.

Ahlin, Lena. "Nostalgia, Motherhood, and Adoption: Two Contemporary Swedish Examples." *Humanities (Basel)*, vol. 8, no. 1, 2019.

Amnesty. "Grundlagen und Begriffe." *Amnesty International Schweiz*,  
<https://www.amnesty.ch/de/themen/asyl-und-migration/zahlen-fakten-und-hintergruende/grundlagen-und-begriffe>.

Aydemir, Fatma, and Hengameh Yaghoobifarah, editors. *Eure Heimat ist unser Albtraum: Mit Beiträgen von Sasha Marianna Salzmann, Sharon Dodua Otoo, Max Czollek, Mithu Sanyal, Olga Grjasnowa, Margarete Stokowski uvm*. Ullstein fünf, 2019.

Barkhoff, Jürgen. "Heimat in der Globalisierung – Heimat in der Schweiz?" *Zeitschrift zu Literatur und Kultur aus der Schweiz*, 2019, pp. 1–21.

Blickle, Peter. *Heimat: A Critical Theory of the German Idea of Homeland*. Camden House, 2004.

Boym, Svetlana. "Nostalgia and Its Discontents." *The Hedgehog Review*, vol. 9, no. 2, 2007, pp. 7–18.

---. *The Future of Nostalgia*. 1st ed., Basic Books, 2002.

Bühler-Dietrich, Annette. "Verlusterfahrungen in den Romanen von Melinda Nadj Abonji und Saša Stanišić." *Germanica*, no. 51, 2012, pp. 35–46.

- Campanella, Edoardo, and Marta Dassù. *Anglo Nostalgia: The Politics of Emotion in a Fractured West*. Oxford University Press, 2019.
- D'Amato, Gianni. "Historische und soziologische Übersicht über die Migration in der Schweiz." *Schweizerisches Jahrbuch für Entwicklungspolitik*, Geneva Institut de hautes études internationales et du développement, 2008, pp. 177–95.
- Dernat, Sylvain, et al. "Identifying Choremes in Mental Maps to Better Understand Socio-Spatial Representations." *Cybergeo : European Journal of Geography*, 2016.
- Drossou, Olga. "Vorwort." *Migrationsliteratur: Eine neue deutsche Literatur? (Online Dossier)*, edited by Heinrich Böll Stiftung, 2009, [http://www.migration-boell.de/web/integration/47\\_1990.asp](http://www.migration-boell.de/web/integration/47_1990.asp).
- EKR, Eidgenössische Kommission gegen Rassismus. *Fremdenfeindlichkeit*. <https://www.ekr.admin.ch/themen/d128.html>. Accessed 10 Jan. 2022.
- Engelage, Sonja, editor. *Migration und Berufsbildung in der Schweiz*. Seismo, 2018.
- Gerster, Petra, and Christian Nürnberger. *Vermintes Gelände – Wie der Krieg um Wörter unsere Gesellschaft verändert: Die Folgen der Identitätspolitik*. Heyne Verlag, 2021.
- Goodbody, Axel. "Heimat and the Place of Humans in the World: Jenny Erpenbeck's *Heimsuchung* in Ecocritical Perspective." *New German Critique*, vol. 43, no. 2 [128], 2016, pp. 127–51.
- Graff, Michael, and Daniel Kopp. "Arbeitsmarktdiskriminierung in der Schweiz." *KOF Analysen*, vol. 2021, no. 2, 2021, pp. 56–71.

- Harrison, Faye V. and Mark Juergensmeyer. "Xenophobia." *Encyclopedia of Global Studies*, SAGE Publications, Inc, 2012, pp. 1831–33.
- Hirter, Hans, and Adrian Vatter. *Analyse der eidgenössischen Abstimmungen vom 29. November 2009*. Forschung für Politik, Kommunikation und Gesellschaft, 2009.
- Hofmann, Agnes, et al. *Fluchtland Schweiz: Informationen über das Asylrecht und Menschen im Asylverfahren*. Translated by Sabine Dormond, Schweizerische Flüchtlingshilfe SFH, 2014, <https://docplayer.org/11709112-Fluchtland-schweiz-informationen-ueber-das-asylrecht-und-menschen-im-asylverfahren.html>.
- Hund, Wulf D. *Rassismus*. Transcript Verlag, 2007.
- Jahn, Egbert. "Die Schweiz – Ein Vorbild für die Regelung der Beziehungen zwischen den ethnischen und nationalen Gruppen in vielsprachigen Staaten?" *Politische Streitfragen: Band 5: Krieg und Kompromiss zwischen Nationen und Staaten*, edited by Egbert Jahn, Springer Fachmedien, 2019, pp. 345–79.
- Jöris, Lisa. *Wider den Begriff „Flüchtling“*. Heinrich Böll Stiftung Sachsen-Anhalt, 2015, <https://www.boell-sachsen-anhalt.de/de/2020/10/18/wider-den-begriff-fluechtling>.
- Klose, Joachim. *Heimatschichten: Anthropologische Grundlegung eines Weltverhältnisses*. Springer Fachmedien Wiesbaden, 2013.
- Kufeld, Klaus. *Heimat als Utopie*. transcript Verlag, 2020, pp. 323–28.
- Kureyshi, Meral. *Elefanten im Garten: Roman*. Ullstein Taschenbuch, 2017.
- Leuenberger, Dinah. "Migros." *Migros Media*, no. 42, 2018, p. 16.
- Ludden, Teresa. "Introduction: On Creativity and Not-Knowing in Trauma Narratives and Theories." *German Life and Letters*, vol. 72, no. 4, 2019, pp. 399–426.

- Maurer, Urs. "Secondos in der Schweiz." *SWI swissinfo.ch*, 9 June 2003, <https://www.swissinfo.ch/ger/secondos-in-der-schweiz/3349984>.
- Mitzscherlich, Beate. "Heimat. Kein Ort. Nirgends." *Heimatschichten: Anthropologische Grundlegung eines Weltverhältnisses*, Springer Fachmedien Wiesbaden, 2013, pp. 47–69.
- Monsees, J., et al. *EU-Atlas Demenz & Migration*. Deutsches Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen, 2021, <https://www.bosch-stiftung.de/de/publikation/eu-atlas-demenz-migration>.
- Mora, Terézia. *Das Kreter-Spiel oder Was fängt eine Dichterin in ihrer Zeit mit dieser an*. 2007.
- . "'Ich bin ein Teil der deutschen Literatur, so deutsch wie Kafka': Interview mit Terézia Mora, Imran Ayata, Wladimir Kaminer und Navid Kermani.'" *Literaturen*, vol. 4, 2005, pp. 26–31.
- Müntefering, Michelle. "Heimat suchen – Heimat finden: Neue Herausforderungen für die internationale Kulturpolitik?" *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20*, vol. 17, transcript Verlag, 2020, pp. 121–24.
- Nees, Albin. "Kindheit als Heimat." *Heimatschichten: Anthropologische Grundlegung eines Weltverhältnisses*, edited by Joachim Klose, Springer Fachmedien Wiesbaden, 2013, pp. 305–10.
- Pratt, Mary Louise. "Arts of the Contact Zone." *Profession*, Modern Language Association, 1991, pp. 33–40.
- Roth, Florian, and Linda Maduz. *Lehren aus der Flüchtlingskrise 2015/2016: Ergebnisse des D-A-CH Expertenworkshops*. Report, ETH Zurich, 2017.

- Rothenbühler, Daniel, et al. "The Faces of a New Transnational Swiss Nation." *Immigrant and Ethnic-Minority Writers since 1945: Fourteen National Contexts in Europe and Beyond*, edited by Wiebke Sievers and Sandra Vlasta, vol. 196, Brill, 2018, pp. 388–428.
- Rummel, Marlene. *Brisantes Suffix? Zum Gewicht von "-ling" im Konzept des "Flüchtlings."* Christian-Albrechts-Universität Kiel, 2017, <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2017/13049/>.
- Sandberg, Beatrice. "Meral Kureyshis Roman *Elefanten im Garten* – Migrationsliteratur oder deutsche Literatur? Plädoyer für ein erweitertes Verständnis." *Transkulturalität der deutschschweizer Literatur: Entgrenzung durch Kulturtransfer und Migration*, edited by Vesna Kondrič Horvat, J.B. Metzler, 2017, pp. 167–78.
- Schallié, Charlotte, and Margrit Verena Zinggeler. *Globale Heimat.Ch: Grenzüberschreitende Begegnungen in der zeitgenössischen Literatur*. Edition 8, 2012.
- Holenstein, André, Patrick Kury and Kristina Schulz. *Schweizer Migrationsgeschichte – Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hier und Jetzt*, 2018.
- Wischmann, Anke. "»Ich möchte nur ein Gesicht haben«: *Tauben fliegen auf* gelesen als bildungsbiografische Gegenerzählung." *Literatur im pädagogischen Blick*, edited by Bettina Kleiner and Gereon Wulfange, transcript Verlag, 2018, pp. 69–88.
- Wulfange, Gereon. "Melinda Nadj Abonjs Roman *Tauben fliegen auf*: Eine Erziehungswissenschaftliche Spurensuche." *Literatur im pädagogischen Blick*,

edited by Bettina Kleiner and Gereon Wulfange, transcript Verlag, 2018, pp. 129–48.

Yudell, Michael. “A Short History of the Race Concept.” *Race and the Genetic Revolution: Science, Myth, and Culture*, edited by Sheldon Krimsky and Kathleen Sloan, Columbia University Press, 2011.

Zinggeler, Margrit. “Der Roman *Seltsame Schleife* von Rolf Niederhauser als transkulturelle Vernetzung von Stimmen.” *Transkulturalität der Deutschschweizer Literatur: Entgrenzung durch Kulturtransfer und Migration*, Springer Fachmedien, 2017, pp. 95–108.

---. *How Second-Generation Immigrants Writers Have Transformed Swiss and German Language Literature: A Study of Sensorial Narratives by Authors Writing from the Swiss ‚Secondo-Space‘*. International Scholarly, 2011.